BLAULICHT 271

Hans Siebe ★★★★★★★★

Der Beweis

Blaulicht 271

Hans Siebe
Der Beweis

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

Die Scheinwerfer eines Lada-Pkws zerteilen die Dunkelheit, tauchen einen Maschendrahtzaun in grelles Licht und gleiten eine Taxushecke entlang. Bis auf eine streunende Katze liegt die Straße verlassen da, und nur das Motorengeräusch unterbricht die Stille. Die Häuser in den Obstgärten scheinen zu schlafen.

Der Lada biegt in einen Seitenweg ein, der auf die Felder hinausführt, und hält. Der Motor verstummt, die Scheinwerfer verlöschen; Stille und Finsternis wirken jetzt, als könne man sie mit den Händen greifen.

Der Fahrer steigt aus und lauscht, schließt dann behutsam die Tür. Seine Bewegungen verraten, daß er mit der konturlosen Umgebung verschmelzen und in das Nichts eintauchen möchte, das ihn wie Watte umhüllt.

Aus dem Gepäckraum nimmt er ein Paar derbe Lederhandschuhe und streift sie über. Er probiert die Handlampe aus, sie blitzt sekundenlang auf und wirft einen schmalen Lichtstrahl. Der Mann, mittelgroß und gedrungen, bewegt sich dennoch behende, er schließt leise die Klappe. Seine Augen gewöhnen sich an die Nachtschwärze und unterscheiden nun die Umrisse von Büschen und Bäumen. Er läuft lautlos an den Gartenzäunen entlang und verrät so, daß er den Weg kennt.

Der Mann begibt sich in eine Nebenstraße und fin-

det nachtwandlerisch sicher sein Ziel: eine Grundstückseinfahrt mit zerborstenem Torpfosten. Der Mann bleibt lauschend stehen, doch außer einem klagenden Käuzchenruf hört er nichts. Über die Pfeilersteine hinweg läuft er zu einem bizarren Trümmerberg. Der ragt dort auf, wo vor drei Tagen noch eines jener Einfamilienhäuser stand, wie sie für die Gartenstadt von Zantes typisch sind. Die Dunkelheit verbirgt den trostlosen Anblick.

Der Lichtstrahl der Handlampe tastet über die aus dem Schutt herausragenden Balken und gleitet über Möbelreste hinweg, die unter zerborstenem Mauerwerk verschüttet sind. Der Mann erklimmt den Schutthaufen und stellt die Lampe auf einen Stein. Bei dem diffusen Licht räumt er Mauerbrocken beiseite und ist bemüht, es geräuschlos zu tun. Doch ab und an klacken Ziegel aufeinander, und es prasselt, wenn Schutt nachrutscht. Dann löscht der Mann die Lampe und lauscht regungslos.

Im Volkspolizei-Kreisamt Zantes versieht Oberleutnant Siegfried Brauer den Kriminaldauerdienst und nutzt die Bereitschaft, um fällige Berichte zu schreiben. Gegen Mitternacht wird er müde und überlegt, ob er dem mit Kaffee oder mit Freiübungen begegnen soll. Er entscheidet sich fürs letztere, zieht das Jackett aus, hängt es über die Stuhllehne und öffnet das Fenster. Draußen herrscht mondlose Finsternis; der Himmel scheint mit schwarzen Tüchern verhangen zu sein.

Brauer atmet die kühle Nachtluft ein und beginnt mit ein paar Kniebeugen, er spürt, wie das Blut rascher durch die Adern pulsiert und die Trägheit ver-

treibt. Mit Fünfunddreißig sollte der Bauchansatz weniger markiert sein, findet er. Schuld daran gibt er dem Umstand, daß er vor einem Jahr das Rauchen aufgab. Ritas Kochkunst ist dafür nicht verantwortlich; sie brutzelt nur sonntags, wochentags verpflegt ihn die Dienststelle.

Brauer schließt das Fenster, öffnet die Schranktür und kämmt vor dem innen hängenden Spiegel das kurzlockige Haar mit dem Stich ins Rötliche. Erfrischt setzt er sich an den Schreibtisch und greift nach einer Ermittlungssache, einem Einbruchsdiebstahl in einen Tabakwaren- und Spirituosenkiosk der Handelsorganisation. Bevor er die Akte aufschlagen kann, schnarrt die Wechselsprechanlage, und Brauer drückt die Taste.

»Ja, was gibt's?«

Blechern klingt aus der Membrane die Stimme von Polizeimeister Trenkner aus der Leitstelle: »Der Bürger Klinke ist am Apparat, Genosse Oberleutnant. Es geht wieder um den Lampenmann. Soll ich durchstellen?«

»Ja, bitte!«

Es knackt in der Leitung, dann meldet sich dieselbe nörgelige Altmännerstimme wie in der Nacht zuvor: »Klinke hier. Mit wem spreche ich?«

»Oberleutnant Brauer. Was gibt es denn, Herr Klinke?«

»Das habe ich eben schon gesagt. Der Lampenmann ist wieder da. Den Täter zieht es an den Ort des Verbrechens zurück.«

Brauer schüttelt unwillig den Kopf, läßt sich aber seinen Unmut nicht anmerken. »Sie irren, Herr Klinke, von einem Verbrechen kann keine Rede sein.

Das undichte Gasrohr im Keller war die Ursache, ein Funke hat vermutlich die Explosion ausgelöst, als der Motor des Gefrierschrankes sich einschaltete.«

»So ...? Meinen Sie ...?« klingt es ein bißchen enttäuscht, denn ein Unglück ist weniger sensationsträchtig als ein Verbrechen.

»Was macht der Lampenmann?« Brauer übernimmt die von Klinke geprägte Bezeichnung, obgleich er sie ziemlich albern findet.

»Na, was schon?« antwortet der ungeduldig. »Der sucht was, genau wie gestern. Erst fummelt er mit der Lampe herum, dann stellt er sie hin und buddelt. Aber als gestern die Funkstreife kam, da war er schon weg.«

Heute wird es nicht anders sein, überlegt Brauer. Der Streifenwagen ist wegen einer Schlägerei in einer Disko ins entfernteste Kreisgebiet unterwegs.

»Ich gehe nicht rüber! Ich bin ein alter Mann! In vier Wochen werde ich neunundsiebzig!«

»Auf gar keinen Fall«, stimmt Brauer erschrocken zu, »verhalten Sie sich unauffällig, Herr Klinke! Was macht denn der Lampenmann jetzt?«

»Das Telefon ist hier unten in der Diele. Ich muß erst rauf ans Giebelfenster. Von da sehe ich zu Hensels rüber. Wollen Sie warten?«

»Doch, ja«, stimmt Brauer zu und mahnt, »aber denken Sie daran, er darf Sie nicht bemerken. Am besten kein Licht einschalten.« Als er es gesagt hat, hätte er es gern wieder zurückgenommen; es wäre schlimm, wenn der alte Mann im Finstern fallen und sich ein Bein brechen würde. Doch Klinke ist schon unterwegs, in die Giebelstube hinauf.

Während Brauer wartet, läßt er das Ereignis, das

vor drei Tagen ganz Zantes im wahrsten Sinne des Wortes erschüttert hatte, Revue passieren: Mittags um zwölf Uhr dreißig erfolgte die Explosion. Über dem in sich zusammengestürzten Haus stieg eine Staubwolke auf, Dachziegel wurden auf die benachbarten Grundstücke geschleudert. In der Stadt glaubte man, der Gasometer in der Gasanstalt sei in die Luft geflogen. Menschen waren nicht verletzt worden. Die Hausbesitzer, das Rentnerehepaar Hensel, hatten die ruhige Mittagszeit genutzt, um einzukaufen.

Die alten Leutchen standen fassungslos vor den Trümmern ihrer Habe. Den materiellen Schaden würde die Versicherung ihnen ersetzen, aber unwiederbringlich verloren waren die persönlichen Dinge, die sie ein Leben lang begleitet hatten: die Möbel, Bilder, das Porzellan und die Bücher. Da kein Feuer ausgebrochen war, bestand aber Hoffnung, noch einiges zu retten.

Wer aber ist der nächtliche Besucher? Und was hat er im Sinn?

»Er ist nicht mehr da. Weg!« sagt Klinke enttäuscht.

Vielleicht hat er gefunden, wonach er gesucht hat, erwägt Brauer. Laut sagt er: »Sind Sie vormittags zu Hause, Herr Klinke? Ich würde Sie gern besuchen.«

»Ja, ich bin da. Heute vormittag kommen die Glaser und setzen neue Scheiben ein.«

Richtig, überlegt Brauer, Klinkes Fenster, wie die der Nachbarn, waren mit Pappe vernagelt. Merkwürdig war, wie sehr das Schicksal das Haus des Rentnerehepaares getroffen hatte. Vor knapp vier Wochen verstarb ihr langjähriger Mieter Korbinian

Kruse, ein älterer Mann und über die Landesgrenzen hinaus geschätzter Restaurator, der die Mansardenwohnung innehatte. Der Tod ereilte ihn während einer Reise durch Bulgarien. Das geschah Ende August. Der Tote war übergeführt und auf dem Friedhof in Zantes bestattet worden.

Kruses Kinder, Elvira und Heinz Schreiber, und die beiden Enkel nahmen als einzige Verwandte an der Trauerfeier teil. Dafür gaben viele Nachbarn und Freunde dem Verstorbenen das letzte Geleit.

Diese Fakten entnimmt Brauer den nach dem Explosionsunglück zu Protokoll gegebenen Zeugenaussagen, in die er sich nach dem Anruf des Bürgers Klinke vertieft, anstatt den Tatortbefundbericht des Kiosk-Einbruchs zu studieren.

Um zehn Minuten vor acht kommt Oberleutnant Hilde Braatz, seine Ablösung. Brauer hat mit dem Tauchsieder für heißes Wasser gesorgt, schaufelt nun Kaffeepulver in zwei ungewöhnlich große Tassen und gießt das Wasser darauf.

»Guten Morgen, Siegfried«, sagt sie und blickt zu der dampfenden Tasse hin. »Danke. Nett von dir!«

»Grüß dich, Hilde. Was sagst du dazu? Der nächtliche Besucher war wieder da.«

»Wahrhaftig? Und ...?« Sie hängt die Wildlederjacke in den Schrank und rückt vor dem Spiegel das braune Haar zurecht.

»Nichts und«, antwortet Brauer. »Kurz nachdem Klinke ihn entdeckte, war er auch schon wieder verschwunden.«

»Es bleibt demnach offen, wie lange er anwesend war.«

»Und weshalb er so rasch wieder davon ist. Viel-

leicht hat er gefunden, was er suchte.«

»Die Sache ist oberfaul, sonst käme er nicht nachts, sondern bei Tage, und die Hauseigentümer wüßten davon.«

»Ruinenbesitzer, meinst du«, korrigiert Brauer mit Galgenhumor. »Wir sollten Hensels fragen, ob Wertgegenstände in den Trümmern liegen, die jemand reizen könnten, nach ihnen zu suchen.«

Hilde Braatz richtet ihren Schreibtisch funktionstüchtig her und sieht Brauer nachdenklich an. »Du – man muß vorsichtig sein. Den – wie sagte Klinke doch – Lampenmann erwähnen wir besser nicht. Stell dir vor, der Besitzer ...«

»Hensel, über siebzig, ehemaliger Lehrer.«

»Stell dir vor, der Bürger Hensel käme darauf, dem Lampenmann aufzulauern. Wenn der dann ...«

»Ich weiß, was du sagen willst«, unterbricht Brauer. »Es ist fraglich, ob der noch mal wiederkommt. Aber Hensels sind bestimmt längst von Klinke verständigt worden.«

»Ob er wiederkommt, hängt wohl davon ab, ob er gefunden hat, was er sucht. Bisher ist er nicht gestört worden und fühlt sich vermutlich sicher. Kreuzt er wieder auf, sollten wir schon dort sein. Was meinst du?«

Siegfried Brauer streicht nachdenklich über sein Kinn. Da er an der Naßrasur festhält und den im Schrank liegenden Elektrorasierer ignoriert, ergibt es ein Geräusch, als gleite eine Bürste über eine Küchenreibe. »Rede mit Jürgen«, sagt er, »wenn er zustimmt, bin ich kommende Nacht am Ball.«

Major Jürgen Siewert ist der Leiter der Kriminalpolizei im Volkspolizei-Kreisamt. Siegfried Brauer

und Hilde Braatz sind überzeugt, daß der Chef ja sagt, denn seine Lieblingsthese lautet, daß die K, wenn möglich, prophylaktisch wirksam werden soll, um Straftaten vorzubeugen.

Elvira und Heinz Schreiber wohnen mit ihren Kindern Elke, vierzehn, und Jochen, fünfzehn, in einem dreistöckigen Neubau in Zantes.

Zu der Zeit, da Oberleutnant Brauer vor dem VPKA in seinen Trabant einsteigt, sitzt das Ehepaar beim Frühstück. Die Tochter und der Sohn sind längst in der Schule und haben vorher in der Küche ihre Brötchen verschlungen; ein gemeinsames Frühstück gibt es nur sonntags.

Elviras Dienst als Zahnarzthelferin beginnt um neun Uhr in der nahen Poliklinik; Heinz arbeitet als Dispatcher im volkseigenen Kraftverkehr.

Elvira hat den Tisch gestaltet wie immer. Die Servietten in den silbernen Ringen passen zur Damastdecke, in der Vase steckt ein bunter Asternstrauß, und das Geschirr ist der Vitrine im Wohnzimmer entnommen. In den ersten Ehejahren hatte Elvira viel Geduld und weibliche List darauf verwendet, Heinz anzuhalten, das Besteck korrekt zu benutzen und die Serviette nicht zu ignorieren.

Elvira war in dem kunstsinnigen Elternhaus des Restaurators Korbinian Kruse und dessen Ehefrau, der Musikpädagogin Maria, als einzige Tochter aufgewachsen. Sie sollte Zahnmedizin studieren, bekam aber mit siebzehn ihren Sohn; die Folge einer Klassenfahrt, bei der Heinz Schreiber, der Busfahrer, sie verführt hatte.

Die Eltern verziehen es Schreiber nie, bestanden

aber auf der Heirat. Darauf ging er bereitwillig ein, mit Blick auf den wohlhabenden Hausstand der Schwiegereltern. Als außerehelicher Sohn einer Verkäuferin kam er aus bescheidenen Verhältnissen.

Auf das Studium verzichtete Elvira, vor allem auf Betreiben ihres Mannes, dem ihre bildungsmäßige Überlegenheit mißfiel. Sie begnügte sich mit der Fachschule als Zahnarzthelferin. Ihre Versuche, Heinz zu bewegen, in der Volkshochschule die neunte und zehnte Klasse nachzuholen, blieben erfolglos. Wegen eines Augenleidens mußte er das Busfahren aufgeben und qualifizierte sich zum Dispatcher; sein robustes Durchsetzungsvermögen machte ihn dafür geeignet.

»Ich weiß nicht, was du dir vorgestellt hast«, setzt Elvira ungehalten das Gespräch fort, »Papa war doch kein Millionär!«

Sie trinkt kleine Schlucke Kaffee und schüttelt vorwurfsvoll den Kopf. In den fünfzehn Ehejahren war die finanzielle Zurückhaltung der Eltern oft Anlaß zu Auseinandersetzungen gewesen. Kruses bezahlten die solide Einrichtung der Wohnung, mehr aber nicht. Nur von der Mutter bekam Elvira gelegentlich einen Hundertmarkschein zugesteckt. Sie starb aber, kaum daß Elke eingeschult worden war; so entfiel das Präsent, und der Vater zog sich noch mehr zurück.

Über den Rand der Tasse hinweg mustert Elvira ihren Gatten: Mit dem schütteren Haar, der starken Brille und der vom Bier verdorbenen Figur ähnelt er kaum noch dem zwar kleinen, aber schneidigen Busfahrer.

»Na gut, siebzigtausend sind kein Pappenstiel«,

quetscht Heinz durch die Zähne, »er tat aber immer so, als wär's das ...zigfache!«

»Das ist nicht wahr«, widerspricht sie, »eine solche Summe geisterte nur durch dein Wunschdenken.«

Er blickt Elvira von unten her an, und er muß es ihr lassen: Sie stellt etwas dar. Bei den Betriebsvergnügen sticht sie alle Weiber der Kollegen aus. Die werden staunen, wenn Elvira bei der nächsten Fete den Schmuck ihrer Mutter trägt, den der alte Geizkragen nie rausgerückt hat, aber ins Grab konnte er ihn nicht mitnehmen.

Die Kassette hatte er aufbrechen müssen, da der Schlüssel nicht zu finden gewesen war. Die Klunkern lagen auf einem Samtkissen: ein Brillantdiadem, zwei goldene Armketten, eine Halskette aus Dukatengold mit einem Rubin und drei Ringe. Er wüßte gern, was das Zeug wert ist, aber Elvira läßt den Schmuck nicht schätzen, da sie kein Stück davon zu verkaufen gedenkt.

Nein, er kennt seine Frau, sie wird nur einen von den Ringen an den Finger stecken, vielleicht den mit der grauen Perle?

»Wann gehst du mit dem Erbschein zur Sparkasse und löst das Konto vom Alten auf?«

Feine Röte überzieht Elviras Stirn. Sprach Heinz zu Lebzeiten des Vaters abfällig von ihm, hat sie ihre Enttäuschung darüber hinuntergeschluckt, aber dem Toten sollte er Respekt zollen.

»Es eilt doch nicht«, sagt sie, »und damit das klar ist: Das Geld lass' ich auf mein Gehaltskonto überweisen. Erbin bin ich allein, das steht im Testament.«

Heinz schluckt verbiestert, es überrascht ihn aber nicht, er hatte es geahnt. Bis vor drei Jahren ließ El-

vira ihr Gehalt auf das gemeinsame Girokonto zahlen. Dann war sie es leid, daß er nach Belieben davon abhob, und richtete ihr eigenes Konto ein. Wohl oder übel wandelte auch er das gemeinsame in sein persönliches Guthaben um.

Neidvoll denkt er an frühere Zeiten. Da besaßen Ehemänner das Verfügungsrecht über das Vermögen der Frau. Er seufzt enttäuscht und sagt erstaunlich milde: »Hör mal, Elvi, wenn wir den Trabi verscheuern, kriegen wir glatt noch zehntausend.« Er mustert sie lauernd.

»Weshalb sollen wir ihn verkaufen?«

Nun reicht es mir, denkt er, will sie auf ihren Kohlen sitzenbleiben? »Ich denke, wir leisten uns nun einen größeren Schlitten – oder etwa nicht?«

Elvira ist selten ironisch, es paßt nicht zu ihr. Jetzt kann sie nicht anders und sagt: »Soweit ich weiß, sind auf deinem Konto keine tausend Mark. Willst du davon ein Auto kaufen?«

»Mensch, Elvi, halt die Luft an. Wir haben doch immer alles gemeinsam ...«

»Wenn ich es bezahlt habe«, unterbricht sie ihn, »mir genügt unser Trabi.«

Heinz schluckt eine heftige Erwiderung hinunter, meint dann so beiläufig, daß es sie stutzig macht: »Na schön, dann werde ich eben auf eine andere Art flüssig!«

»Wie meinst du das?« fragt sie. Seine Miene gefällt ihr nicht, er kann hinterlistig sein und hat dann diesen verschlagenen Blick. Plötzlich versteht sie. »Meinst du Papas Mineraliensammlung? Willst du die Steine aus den Trümmern heraussuchen?«

Er grient schief. »Nein, die Klamotten meine ich

nicht. Als du im Krankenhaus lagst und ich seine Möbel verscheuert habe, da hast du darauf bestanden, daß der Schrank bei Hensels stehenbleibt. Die Sammlung kriegt nur ein Liebhaber! Von mir aus. Für mich gibt es Lohnenderes.«

Wie in Zeitlupe erhebt Elvira sich, starrt auf ihn hinab und wechselt die Farbe, wird blaß, dann rot. Danach kommt Leben in sie. Elvira stürmt aus dem Wohnraum ins Schlafzimmer hinüber.

Er hebt lauschend den Kopf und hört die Schublade ihres Nachtschrankes klappen; gleich darauf steht sie wieder auf der Türschwelle. Mit bleichem Gesicht sagt sie tonlos: »Du hast Papas Brief!«

Er bestreitet es nicht, nur sein Grinsen vertieft sich.

Vormittags liegt der Parkplatz vor dem Hochhaus gähnend leer da. Oberleutnant Brauer stellt seinen Trabant ab, und der Lift trägt ihn in die vierzehnte Etage hinauf. Vor zwei Jahren waren Brauers in das alle anderen Häuser überragende Gebäude eingezogen. Die langen Korridore wirken auf ihn noch immer fremd, sie erinnern an Hotelflure. Erst die Diele mit den vertrauten Gegenständen vermittelt ihm das Gefühl, zu Hause zu sein. Allein wegen des Ausblikkes, über Zantes hinweg bis zu den bewaldeten Bergen, werden Brauers die Wohnung niemals tauschen.

Der Oberleutnant ist versucht, sich auf der Liege im Wohnzimmer auszustrecken, aber nach einem Stundenschlaf würde er sich wie zerschlagen fühlen. So verzichtet er darauf, duscht warm und kalt und rasiert sich. Brauer belegt eine Schnitte mit Jagdwurst und obenauf einem Spiegelei, trinkt dazu Kaffee, und

der erfrischt ihn. Er wird Klinke besuchen und den restlichen Tag verschlafen.

In der Diele läutet das Telefon. Major Siewert ist der Anrufer und teilt mit, einverstanden zu sein, dem Hinweis des Bürgers Klinke kommende Nacht nachzugehen. »Es scheint mir sinnvoll«, sagt der Leiter der K, »den Einsatz nicht über ein Uhr auszudehnen. Später wird euer Mann ja wohl kaum aufkreuzen. Was meinst du, Siegfried?«

»Ich bin deiner Meinung«, antwortet Brauer und fügt hinzu: »Kriege ich die Streife?«

»Ja, geht klar. Also dann: Toi – toi – toi!« –

Vor Klinkes Grundstück hält der Volvo eines Glasermeisters. Auf dem Anhänger liegen Fensterscheiben; Meister und Gehilfe sind dabei, sie in die Rahmen einzukitten.

Klinke entspricht verblüffend der Vorstellung, die Brauer sich von ihm gemacht hat: klein und hager, und er besitzt schütteres weißes Haar. Der ehemalige Prokurist der Handelsorganisation empfängt ihn freundlich und führt ihn in das Wohnzimmer, dessen beide Fenster bereits verglast sind. Brauer findet, daß die modernen Möbel nicht recht zu dem alten Mann passen. Klinke scheint diese Gedanken zu ahnen und sagt, daß hier im Parterre die jungen Leute wohnen. Er meint den Sohn und die Schwiegertochter. Nach dem Foto an der Wand, auf das Klinke deutet, dürften beide nahe Fünfzig sein. Zur Zeit verbringen sie einen Urlaub in der Tatra.

Brauer hört sich geduldig an, was Klinke von dem Explosionsunglück berichtet, das ihn aus seinem Mittagsschlaf aufgeschreckt hatte.

»Es war wie im Krieg, Herr Brauer. Das dürfen Sie

mir glauben. Ich habe den Bombenangriff auf Magdeburg mitgemacht, müssen Sie wissen. Das war schrecklich.«

Als Klinke weitschweifig Kriegserlebnisse schildert, lenkt Brauer ihn wieder auf sein Anliegen zurück.

»Können Sie den Lampenmann beschreiben, Herr Klinke?«

»Wo denken Sie hin? Es war stockduster. Nur soviel, daß er mittelgroß war und eher korpulent als schlank. Das ist aber alles.«

»Es ist immerhin etwas«, sagt Brauer und fügt hinzu: »Ob er etwas mitgenommen hat, als er ging, können Sie wohl nicht sagen?«

»Vorletzte Nacht nahm er nichts mit, da sah ich ihn weggehen, als ich auf die Funkstreife gewartet habe. Aber das dauerte, bis die endlich kam.« Der Vorwurf in seiner Stimme ist nicht zu überhören.

»Als wir heute nacht telefonierten«, erinnert Brauer, »da sagten Sie, daß Sie ins Giebelzimmer hinauf müßten, um hinüberzusehen. Konnten Sie denn nicht von hier ...?«

Klinke unterbricht ihn: »Woher denn. Die Fenster waren mit Pappe vernagelt, und einen Flügel aufmachen, das hätte er vielleicht gehört. Das Giebelfenster war als einziges heil geblieben.«

Auf der Straße nähert sich ein Zweitakter, unüberhörbar ein Trabant. Der Motor verstummt. Klinke geht zum Fenster, bleibt aber hinter der Gardine verborgen.

»Das ist interessant, als sein Schwiegervater noch lebte, ließ er sich nie hier sehen.«

Brauer verläßt seinen Sessel und tritt neben den

Hausherrn. Der etwa vierzig Jahre alte Fahrer, mittelgroß und untersetzt, sein Bauch quillt über die enge Jeanshose hinweg, ist ausgestiegen. Auch sein Mitfahrer verläßt das Auto; vom Alter und der Statur her hat er einiges mit Klinke gemeinsam.

»Sprechen Sie von dem verstorbenen Mieter Kruse?« Brauer erinnert sich an die Protokolle.

»Ja. Die beiden konnten sich nicht riechen, Kruse und der Schreiber.«

»Und wer ist der alte Herr, der mitgekommen ist?«

»Das ist Hensel. Der kann von Glück sagen, daß er mit seiner Frau in der HO-Kaufhalle war, als sein Haus explodierte. Ich sehe sie noch dastehen, ganz stumm und starr, kein Jammern, kein Gebarme, nichts. Das Unglück verschlug ihnen die Sprache. Ja, den Hensel hat's mächtig mitgenommen.«

Der Trabantfahrer behaucht seine Brillengläser und putzt sie mit einem weißen Taschentuch. Danach folgt er Hensel über den geborstenen Torpfeiler hinweg auf das Grundstück.

»Dieselbe Figur. Doch, ja, da bin ich sicher«, äußert Klinke.

»Sie meinen ...?«

»Der Lampenmann hat die gleiche Statur wie Kruses Schwiegersohn«, antwortet Klinke auf die Frage des Oberleutnants.

»Ich habe eine etwas ungewöhnliche Bitte«, sagt Brauer. »Ich rechne damit, daß der Mann auch kommende Nacht hier auftaucht ...«

»Im Ernst? Glauben Sie wirklich?« unterbricht der Alte ihn. Dann huscht es verstehend über sein Gesicht. »Wollen Sie ihm auflauern?«

Das Wort auflauern mißfällt Brauer. »Ich würde

gern hier auf ihn warten. Das macht Ihnen einige Umstände, aber es wäre ...«

Der alte Herr läßt ihn nicht ausreden. »Was heißt denn Umstände? So ein Unsinn!« sagt er sensationslüstern und so, als freue er sich auf ein Abenteuer. »Ich brühe uns einen Kaffee, kein ›Bliemchen‹, wie meine Schwiegertochter ihn braut, und dann beobachten wir. Abgemacht!«

Jenseits der Fahrbahn verläßt Schreiber das Grundstück, geht zum Trabant, nimmt aus dem Kofferraum einen Kittel und ein Paar Lederhandschuhe und geht wieder zurück.

»Die fangen wohl an aufzuräumen?« vermutet Klinke.

»Sagen Sie«, wendet Brauer sich an ihn, »haben Sie mit Hensels über den nächtlichen Besucher gesprochen?«

Klinke windet sich verlegen. ›Also ja‹, schließt Brauer aus seinem Benehmen, aber er irrt.

»Nein, das habe ich nicht«, versichert der alte Herr, »weil – das ist nämlich so: Seit dem Frühjahr sind wir zerstritten, Hensels und ich, wegen der Katze. Sehen Sie, da ist das Biest!« Er deutet zu Hensel, dem eine wohlgenährte graue Katze um die Beine streicht. »Im Fliederstrauch hatten wir ein Amselnest. Das hat sie ausgeräumt, kaum daß die Jungen geschlüpft waren. Ich hatte verlangt, daß Hensels sie einsperren sollten. Wie das so ist, ein Wort ergibt das andere ...« Klinke verstummt, und Brauer traut ihm handfeste Drohungen gegen den Vogelmörder zu.

»Bis heute abend, Herr Oberleutnant!« Klinke verabschiedet ihn, als hätten sie einen Umtrunk verabredet.

Brauer verläßt das Grundstück, als Hensel und Schreiber der Straße den Rücken kehren. Er überquert die Fahrbahn und betritt den verwüsteten Garten. Hensel kommt ihm entgegen.

»Volkspolizei, Oberleutnant Brauer. Ich hatte in der Nähe zu tun, und da ich Sie eben sehe, nutze ich es, um Sie persönlich kennenzulernen.«

Hensel blickt den Besucher fragend an.

»Der Aktenvorgang hier lief über meinen Schreibtisch«, begründet Brauer sein Interesse.

»Ach so«, sagt Hensel und deutet auf Schreiber, der, den Besucher ignorierend, angefangen hat, Mauerbrocken aufeinander zu stapeln. »Herr Schreiber hilft mir. Wir haben die Freigabe vom Staatsanwalt bekommen, daß wir abräumen dürfen. Bevor der Bagger anrollt, wollen wir sehen, was noch zu retten ist.«

Brauer spürt, daß Hensel die ganze Tragik des Verlustes noch gar nicht begreift. Seine Frau, sagt er, weigere sich, hierher mitzukommen. Tröstlich sei nur die spontane Hilfsbereitschaft der Nachbarn. Hensel blickt zu Klinkes Haus hinüber und schränkt ein: »Jedenfalls der meisten Nachbarn.«

Bis ihnen eine Wohnung zugewiesen werden kann, sind Hensels im Hotel »Jägerhof« untergekommen. Der Wiederaufbau des Hauses wird erst im Frühjahr möglich sein.

Oberleutnant Brauer geht um den Trümmerberg herum und entdeckt einen Stollen, den die Ursachenermittler in den Keller getrieben haben. Der Anblick verbogener Leitungen, zerbrochener Möbel und einer zerquetschten Badewanne deprimiert ihn. Mit einigen tröstenden Worten verabschiedet er sich.

Heinz Schreiber hat die Wohnung kaum verlassen, um etwas zu besorgen, Genaueres sagt er nie, da wird Elvira tätig. Sie geht ins Schlafzimmer hinüber und beobachtet, daß er den Trabant aus der Garage rollt und wegfährt. Viel Zeit bleibt ihr nicht, sie muß zum Dienst, aber seinen Nachtschrank will sie durchsuchen.

Im Schubfach liegen Abenteuerhefte, die er mit Vorliebe verschlingt. Das habe er sich angewöhnt, behauptet er, als er noch den Reisebus fuhr und Wartezeiten damit überbrückte. Sie nimmt jedes einzelne Heft in die Hand und durchblättert es, aber den Brief findet sie nicht. Sie bemüht sich nicht, den vorherigen Zustand wiederherzustellen, ihr ist es gleich, ob Heinz das Durchsuchen bemerkt oder nicht. Sie beansprucht das gleiche Recht für sich, das er sich angemaßt hat.

Seine Drohung, auf andere Art flüssig zu werden, war ernst gemeint. Was er beabsichtigt, darf er nicht tun! Sie erwägt nachzugeben und ein größeres Auto anzuschaffen, wenn er ihr den Brief zurückgibt.

Während der Vormittagssprechstunde ist Elvira unkonzentriert und nervös. Den besorgten Fragen ihrer Kollegen weicht sie aus. In der Frühstückspause hastet sie nach Hause und durchsucht das Küchenspind. Darin versteckt Heinz seine Tele-Lotto-Scheine, die er außer dem gemeinsamen Abonnement heimlich spielt. Daß er einen größeren Gewinn vor ihr verheimlichen würde, hält sie für möglich.

Elvira verzichtet auch auf das Mittagessen, eilt in die Wohnung und sucht weiter. Sie räumt die Tischwäsche aus dem Vitrinenfach, kniet am Boden und stapelt Tücher und Servietten um sich her auf den

Teppich. Sie atmet den Frischeduft ein, der aus der Tischwäsche aufsteigt, schlägt die Tücher auseinander und faltet sie sorgfältig wieder; den Brief findet sie nicht.

Plötzlich steht Heinz auf der Schwelle, sie hatte sein Kommen überhört. Er sieht sie zwischen den Wäschestapeln kauern, ist im Bild und stößt einen grellen Pfiff aus.

»Gib dir keine Mühe, den Brief von deinem Alten findest du nicht!«

Ihr kommen die Tränen. »Du bist gemein! Du hast kein Recht, ihn mir wegzunehmen!«

»In diesem Zusammenhang von Recht und Unrecht zu reden klingt ein bißchen komisch, findest zu nicht?«

»Wo hast du ihn?« fährt sie ihn unbeherrscht an.

Es macht keinen Eindruck auf ihn, er grinst so spöttisch, wie sie es an ihm nicht ausstehen kann. Wie er da lässig an den Türrahmen gelehnt steht, überkommt sie ein Gefühl von Widerwillen. In den eineinhalb Jahrzehnten ist er ihr fremd geworden. Sie haben sich voneinander entfernt. Was erinnert denn noch an den Mann, den sie geheiratet hat? Es ist weniger die äußere Wandlung zu seinem Nachteil, vielmehr stößt sie ab, daß seine negativen Eigenschaften die Oberhand gewonnen haben.

Seinen Beruf als Busfahrer hatte er mit wahrer Hingabe ausgeübt, keine Strecke war ihm zu lang, kein Sondereinsatz zuviel gewesen. Als er vom Fahrerplatz absteigen mußte, war es für ihn ein schwerer Schicksalsschlag gewesen, von dem er sich nie erholt hat. Die Unzufriedenheit darüber, den Platz am Lenkrad des Reisebusses mit dem am Dispatcher-

schreibtisch vertauscht zu haben, ist in den Jahren nicht abgeklungen, wie Elvira gehofft hatte, im Gegenteil, sie hat ihn verbittert und mürrisch gemacht.

»Was hast du mit dem Brief vor?« will sie wissen und räumt die Wäsche wieder ins Vitrinenfach ein.

»Du kannst fragen«, antwortet er mit gespielter Heiterkeit. »Was in dem Brief steht, ist für mich so gut wie ein Fünfer im Tele-Lotto. Du wirst dich nämlich nicht auf den Schwachsinn einlassen, den dein Alter von dir fordert. Das übernehme ich.«

»Du bist verrückt«, sagt sie, erhebt sich vom Teppich, steht ihm gegenüber und reibt ihre Arme. Plötzlich weiß sie, daß sie ihm nichts, aber auch gar nichts für die Rückgabe des Briefes bieten wird.

»Bis morgen früh gebe ich dir Zeit, mir Papas Schreiben zurückzugeben. Tust du es nicht, sind wir geschiedene Leute. Das meine ich wörtlich.«

Sie will an ihm vorbeigehen, doch er stellt sich ihr in den Weg und hält sie fest. Elvira streift seine Hände ab wie lästige Gegenstände und verläßt die Wohnung. Krachend fällt die Tür ins Schloß.

Er sieht ihr verblüfft nach und schluckt verbittert. Sollte er diesmal überzogen haben? So energisch hatte sie noch nie zu ihm gesprochen. Zweifellos ist es ihr Ernst mit der Drohung. Er überdenkt die Konsequenzen, die einer Trennung folgen. Es wäre vorbei, auf die eine oder andere Art an den Vorteilen der Erbschaft beteiligt zu sein. Wer weiß, ob Elvi sich nicht doch umstimmen und für einen größeren Wagen gewinnen läßt.

Er fällt in einen Sessel, streckt die Beine aus und langt die Brieftasche aus dem Jackett, nimmt einen Briefbogen heraus und entfaltet ihn.

In gestochener Schrift hat Korbinian Kruse seiner Tochter ein inhaltsschweres Vermächtnis hinterlassen. Heinz Schreiber verzieht spöttisch seine Mundwinkel. Das Schicksal hat die Karten zu seinem Vorteil gemischt. Wäre Elvira am Tag nach der Beisetzung ihres Vaters nicht mit Gallenkoliken ins Krankenhaus eingewiesen worden und hätte das anhaltende Fieber nach der Operation sie nicht für drei Wochen ans Krankenbett gefesselt, nichts hätte Korbinians Tochter daran gehindert, die letzten Weisungen des Verstorbenen zu erfüllen. Die Gasexplosion hatte der Alte nicht voraussehen können. So betrachtet, brauche ich den Brief gar nicht, überlegt Heinz Schreiber, ich muß Elvira nur zuvorkommen.

Er geht ins Schlafzimmer hinüber und legt ihn in ihren Nachttischschub zurück.

Oberleutnant Siegfried Brauer schläft bis zwanzig Uhr, dann weckt Rita ihn; während er duscht, bereitet sie das Abendbrot. Um einundzwanzig Uhr dreißig verläßt er das Haus. Der Himmel ist wolkenverhangen, und es nieselt.

Auf dem Parkplatz hält, wie abgesprochen, der Funkstreifenwagen. Brauer begrüßt die beiden Oberwachtmeister und setzt sich neben den Fahrer. Eine Viertelstunde später stoppt der Lada in der Gartenstadt, und Brauer läuft das letzte Stück bis zu Klinkes Haus.

Der alte Herr erwartet ihn schon und führt ihn ins Wohnzimmer, in dem aromatischer Kaffeeduft schwebt. Klinke wieselt geschäftig umher, rückt ein Tischchen ans Fenster und zwei Stühle. Die bei der Explosion beschädigte Straßenlaterne ist repariert

worden und brennt wieder. Sie wirft so viel Licht herein, daß man auf eine Lampe verzichtet.

»Die beiden vorigen Nächte war's stockduster«, sagt Klinke, »heute sehen wir ihn kommen.«

»Sofern er kommt«, schränkt Brauer ein. »Falls er bis ein Uhr nicht auftaucht, brechen wir die Warterei ab. Ist das für Sie auch nicht zu spät?«

»I bewahre! Ich brauche wenig Schlaf«, versichert der alte Herr.

Brauer ahnt, daß er enttäuscht wäre, käme der nächtliche Besucher nicht. Die Augen gewöhnen sich an das diffuse Licht im Zimmer, und Brauer übernimmt es, den Kaffee einzuschenken. Auf dem Tisch liegt das Sprechfunkgerät.

Die Zeit vertröpfelt. Klinke berichtet von seinem Kummer, daß er nicht mehr auf einen Enkel hoffen kann, da die Ehe der »jungen Leute«, wie er sie wieder bezeichnet, kinderlos geblieben ist.

Auf der Straße nähert sich hüpfend der Schein einer Fahrradlampe, und der Radler strampelt gebeugt vorüber.

»Es ist gleich elf«, sagt Klinke und fügt hastig hinzu: »Da ist er!«

Brauer springt auf und blickt zum Henselschen Grundstück hinüber. Dort bewegt sich eine Schattengestalt, nur auszumachen, da die Straßenlaterne brennt. Bisher verriet der Mann seine Anwesenheit erst durch das Licht seiner Taschenlampe.

Klinke atmet hörbar, für ihn ist es ein aufregendes Erlebnis. Der zerstörte Torpfosten ist weggeräumt worden, denn die schemenhafte Gestalt betritt das Grundstück, ohne über Geröll zu klettern. Klinke stöhnt aufgeregt, es entlockt Brauer ein Schmunzeln.

Der alte Herr wird lange von dem Abenteuer zehren.

»Da – die Lampe! Er ist es –!« flüstert Klinke.

Auf dem gegenüberliegenden Grundstück tanzt ein Lichtschein, kommt zur Ruhe und leuchtet den Trümmerberg ab.

»Nun buddelt er wieder«, haucht der alte Mann.

Brauer führt das Funkgerät an den Mund und drückt die Taste. »Hier Specht – Taube kommen!«

Es prasselt, dann antwortet man: »Hier Taube – Specht kommen!«

Brauer läßt die Stelle beim Lichtschein, wo er den Mann nur vermuten kann, keine Sekunde aus den Augen. »In drei Minuten Einsatz!«

»Verstanden! In drei Minuten Einsatz!«

Oberleutnant Brauer klopft dankend auf Klinkes Schulter und verabschiedet sich, als habe er nichts Besonderes vor.

»Bleiben Sie hier drin«, mahnt er an der Haustür, die Klinke behutsam hinter ihm schließt. Die Gartenpforte besitzt gemauerte Pfeiler. Brauer duckt sich hinter den einen und blickt auf seine Armbanduhr. Die dritte Minute bricht eben an.

Am Straßenende tauchen zwei Scheinwerfer auf, und die Lichthupe signalisiert: Lang – kurz – kurz. Danach verlöschen sie. Der Streifenwagen rollt lautlos mit abgeschaltetem Motor auf der abschüssigen Straße heran.

Brauer überquert im Laufschritt die Fahrbahn. Als er den Schuttberg erreicht, erlischt die Lampe auf Hensels Grundstück.

»Volkspolizei! Bleiben Sie stehen!« ruft er die fliehende Gestalt an.

Der mittelgroße und stämmige Mann ignoriert die

Aufforderung. Er nutzt den Vorteil, die Hindernisse zu kennen, und läuft davon. Brauer setzt ihm nach, stolpert über Mauersteine und stürzt. Der Mann erreicht die Straße und wird dort von den beiden uniformierten Polizisten empfangen.

Oberleutnant Brauer rafft sich fluchend auf.

Der Mann erkennt, daß Widerstand zwecklos ist. Brauer tritt heran, leuchtet ihm ins Gesicht und ruft erstaunt: »Sie ...? Herr Wittich ...?«

Der schließt geblendet die Augen. Brauer kann es kaum fassen. Bernhard Wittich, der stadtbekannte Leiter der staatlichen Apotheke am Markt, ist der nächtliche Besucher.

Während der Fahrt zum VPKA sitzt Brauer in Wittichs Lada auf dem Beifahrerplatz. Der Oberleutnant fragt den Apotheker, was er auf dem Grundstück gesucht habe. Doch Wittich schweigt verbissen, und Brauer vermutet, daß er die Zeit nutzt, um eine plausible Geschichte zu erfinden.

Auf dem Stuhl vor Brauers Schreibtisch haben schon viele Angeschuldigte gesessen und auch überführte Täter, die meisten mit deprimierten Gesichtern. Auch Wittichs Miene drückt Resignation aus. Er knöpft sich den Regenmantel auf und trägt darunter eine Trachtenjacke, eine Hose aus grünem Loden, Bergschuhe und wollene Stutzen. Zu dem rustikalen Äußeren kontrastiert das schmale, durchgeistigte Gesicht mit der hohen Stirn, der Goldrandbrille und dem grauen Haar. Die Hände ruhen ineinander verschränkt auf seinem rechten Schenkel und verraten keinerlei Nervosität.

Wittich räuspert sich. »Wie ist das nun, Herr Oberleutnant, habe ich mich als festgenommen zu be-

trachten?«

Brauer beobachtet ihn über den Schreibtisch hinweg. Er begegnet dem Apotheker selten, sieht ihn meist nur durch das Schaufenster hinter seinem Ladentisch stehen, und dann trägt Wittich einen weißen Kittel. In diesem Trachten-Aufzug wirkt er fremd.

»Nein, dies ist keine Festnahme, Herr Wittich. Beantworten Sie mir einige Fragen in Ihrem eigenen Interesse wahrheitsgemäß: Weiß der Grundstückseigentümer, Herr Hensel, daß Sie sich bei den Trümmern zu schaffen machen?«

Über die hohe Stirn huscht flüchtige Röte. »Nein, natürlich nicht! Es ist auch nicht meine Absicht, etwas zu stehlen.«

»Und was ist Ihre Absicht?«

Wittich richtet den Blick auf seine gepflegten Hände. Es scheint Brauer kaum vorstellbar, daß sie mit Schutt hantiert haben, wenn auch durch Lederhandschuhe geschützt.

»Sie geben doch zu«, fährt Brauer geduldig fort, »daß die Situation, in der Sie angetroffen wurden, nur den Schluß zuläßt, daß Sie Ihre Absichten, wie immer die sein mögen, außerhalb der Legalität verwirklichen wollten.«

Meine Güte, überlegt Brauer, weshalb drücke ich mich so gestelzt aus? Aber der da auf dem Stuhl ist kein Karnickeldieb oder der noch immer nicht ermittelte Kioskeinbrecher, ein vermutlich arbeitsscheuer Zeitgenosse, sondern Herr Bernhard Wittich, Mitglied einer Blockpartei und Stadtverordneter in Zantes.

»Geben Sie zu, daß Sie auch in den beiden Nächten zuvor auf dem Henselschen Grundstück waren?«

»Ich bin also beobachtet worden«, stellt Wittich fest, die Frage damit indirekt beantwortend. Er hat sich zu einem Entschluß durchgerungen, hebt sein Gesicht und sieht Brauer an. »Also gut, ich habe etwas gesucht, das aber nicht Hensels gehört, sondern deren inzwischen verstorbenem Mieter Korbinian Kruse. Wir waren Freunde, Korbi und ich.«

Wittich sagt es ohne Pathos, aber mit viel Wärme. »Korbinian und mich verband nicht nur unser gemeinsames Hobby. Wir sind Mineralogen!« Er räuspert sich und korrigiert: »Was meinen Freund angeht, er war es. Korbi besaß in seiner Mineraliensammlung drei selten schöne Stücke: einen Leuzit auf Basalt, einen Antimonglanz ...« Wittichs Augen leuchten, aber er bricht ab. »Das interessiert Sie wohl nicht?«

»Doch, doch«, behauptet Brauer.

»Und einen Epidot. Ich besitze auch einen, aber nicht mit so prägnantem grünem Einschluß. Korbinian und ich haben es schriftlich hinterlegt, daß beim Ableben des einen dem andern drei Stücke der Sammlung des Verstorbenen nach freier Wahl zufallen.«

Oberleutnant Brauer ahnt nun Zusammenhänge, doch es bedarf konkreter Hinweise von Wittich, ehe die Ungereimtheiten ausgeräumt sein werden. Unverständlich bleibt, daß der Apotheker nachts klammheimlich in den Trümmern nach den Mineralien sucht.

»Haben Sie zur Selbsthilfe gegriffen, weil die Tochter als einzige Erbin Ihnen die zugesagten drei Stücke vorenthalten hat?« fragt Brauer und baut damit dem Apotheker eine Brücke.

Doch Wittich schüttelt den Kopf. »Nein, nein, so ist das nicht. Frau Schreiber lag im Krankenhaus, den Haushalt hat ihr Mann aufgelöst, bis auf die Mineralien. Ich hatte Korbis Tochter im Krankenhaus besucht. Es sollte alles geregelt werden, sobald sie entlassen wird, sagte sie. Aber am Tage davor passierte das Unglück mit der Explosion.«

»Dann begreife ich nicht«, erklärt Brauer, »daß Sie und Frau Schreiber sich nicht mit Hensels abgestimmt haben, um die Mineralien bei Tage aus dem Schutt zu bergen?«

Wittich seufzt abgrundtief. »Genau das habe ich ihr vorgeschlagen. Aber sie hat es vehement abgelehnt. Sie würde sich zu Tode schämen, wenn sie angesichts des Verlustes, den die alten Leutchen erlitten haben, so ein Aufhebens wegen der Steine machen würde.« Der Apotheker zuckt resignierend die Schultern. »Korbis Tochter besaß nie eine Beziehung zu unserem Hobby«, sagt er bedauernd und fährt fort: »Der Schrank ist eine Spezialanfertigung, einen Meter breit, einen Meter zwanzig tief und zwei Meter hoch. Er besitzt zwanzig Schubfächer, jedes zehn Zentimeter hoch, und sie bergen die Sammlung. Nur eine Lade war leer und für Neuerwerbungen bestimmt.«

Der Apotheker berichtet mit wehmütiger Stimme, und Brauer erfährt nach und nach die Geschichte einer Männerfreundschaft, die von vielen Gemeinsamkeiten geprägt war. Außer ihrem Hobby verband sie die Leidenschaft für das Schachspiel, dem sie zwei Abende jeder Woche widmeten. Wittichs Bericht gerät zu einer Eloge auf den zehn Jahre älter gewesenen Korbinian Kruse.

»Glauben Sie es mir, Herr Oberleutnant, Korbi war ein Genie. Es ist ein Jammer, daß er sein größtes Geheimnis mit ins Grab genommen hat. Er verstand es wie kein anderer Restaurator, neueingefügte hölzerne Teile künstlich zu altern. Und für das Schloßmuseum in Skorlitz ist sein Tod eine Tragödie!« Wittich verstummt.

Vor dem Fenster steht schwarz die Nacht. Es ist windig geworden, schwere Regentropfen klatschen an die Scheiben. Irgendwo in dem weitläufigen Gebäude schlägt eine Tür. Mitternacht ist längst vorüber. Im Zimmer des Kriminaldauerdienstes läutet das Telefon. Heute hat Oberleutnant Hilde Braatz Bereitschaft, fällt Brauer ein.

»Möchten Sie einen Kaffee?« fragt er.

»Ja, gern«, sagt Wittich und fügt erstaunt hinzu: »Ist das üblich?«

»Nein, nicht unbedingt«, erklärt der Oberleutnant schmunzelnd. »Wieso ist es für das Museum eine Tragödie?«

Brauer bedauert im stillen, noch nie das nur dreißig Kilometer von Zantes entfernte kulturelle Kleinod besucht zu haben.

»Seit drei Jahren restaurierte Korbi die übertünchten Bilder in der Schloßkapelle. Ich habe ihm zugesehen, wie er Farbschicht um Farbschicht abgetragen hat, um die Gemälde darunter in neuem Glanz ... Langweile ich Sie?«

»Nein, durchaus nicht!«

»In praktischen Lebensfragen allerdings war Korbi ein wenig weltfremd. Er ließ sich manchmal von mir beraten.«

»Zucker oder Zückli?« fragt Brauer.

»Weder – noch«, antwortet Wittich und fährt fort: »An einem Schachabend war es, ein Remis hatte wieder einmal die Partie beendet. Da fragte Korbi mich um Rat. Seine Tochter Elvira hatte ihn auf Verlangen ihres Mannes um einen Kredit gebeten, für ein Farbfernsehgerät. Ich habe Korbi vorgerechnet, wieviel Tochter und Schwiegersohn verdienen – Schreiber ist übrigens ein unangenehmer Mensch –, und riet ab.«

Brauer gießt den Kaffee ein. »Da fehlt die Pointe.«

»Ja«, bestätigt Wittich. »Korbi hat sich bei seiner Ablehnung auf mich berufen. Elvira kam bald darauf zu mir in die Apotheke, nebenbei, ich finde sie sympathisch, auch wenn sich das für Sie jetzt etwas eigenartig ausnehmen mag, und dann sagte sie freundlich: ›Daß wir keinen Kredit bekommen von meinem Vater, ist mir egal, ich war ohnehin dagegen. Wäre mein Mann sparsamer, brauchten wir keinen. Daß Sie Papa aber in Ihrem Sinne beeinflussen, das ist in meinen Augen eine Anmaßung!‹« Wittich macht eine Pause und schließt: »Ich glaube, ich habe danach nicht gut ausgesehen.« Er schlürft den heißen Kaffee, behauptet dann: »Ehe sie die Sammlung mir gibt, läßt sie sie auf die Müllkippe fahren, vermute ich.«

Brauer schaltet das Bandgerät ab und fragt: »Sie haben also nach den Mineralien gesucht?«

»Ja, aber leider keine gefunden.«

»Seien Sie froh, es hat Sie davor bewahrt, einen Diebstahl zu begehen. Haben Sie denn ernsthaft geglaubt, nachts, beim Schein einer Taschenlampe fündig zu werden?«

»Ich besaß eine reelle Chance. Der Schrank mit den Steinen stand in der Mansarde. Das Haus ist in

sich zusammengefallen, der zerquetschte Schrank muß in den oberen Schuttschichten liegen, und den Steinen dürfte es nicht geschadet haben.« Nach einer Pause fragt der Apotheker: »Was wird nun mit mir?«

»Diebstahl ist ein Antragsdelikt, das heißt, ein Geschädigter müßte eine Anzeige erstatten.«

»Fakt ist aber, daß ich drauf und dran gewesen war, mir etwas aus der Sammlung anzueignen«, stellt Wittich selbstzerstörerisch fest.

Oberleutnant Brauer bestätigt es kopfnickend. »Es hätte für Sie nur einen Weg geben sollen, zu den vereinbarten drei Steinen zu kommen: Sie hätten sie von der Alleinerbin einklagen können.«

»Aber Frau Schreiber überläßt sie mir ja. Sie tut nur nichts, um sie aus dem Schutt zu bergen. Nicht auszudenken, wenn der Bagger anrollt ...«

Sammler sind ein seltsames Völkchen, stellt Brauer für sich fest. Wenn es darum geht, in den Besitz eines begehrten Objektes zu gelangen, schaltet sich manchmal auch ein sonst intaktes Bewußtsein für Recht und Unrecht aus. Laut sagt er: »In Ihrem Falle, Herr Wittich, bleibt festzustellen, daß wir als Kriminalpolizei eine Straftat verhindern konnten. Den Vorgang aktenkundig zu machen, kommen wir nicht umhin. Sie werden morgen herkommen und das Protokoll unterschreiben. Jetzt wünsche ich Ihnen einen guten Heimweg.«

Wittichs Angebot, ihn vor dem Hochhaus abzusetzen, lehnt Brauer ab. Er geleitet den Apotheker aus dem nachtstillen Gebäude. Bevor die Funkstreife ihn nach Hause bringt, will Brauer mit seiner Kollegin über den Fall Wittich reden.

Oberleutnant Hilde Braatz erlebt eine ruhige

Nacht. Sie legt das Buch beiseite, in dem sie gelesen hat, als Brauer eintritt, und sieht ihn fragend an. »Habt ihr ihn?«

»Ja, Herr Bernhard Wittich, der Apotheker, war der Lampenmann, um mit Klinkes Worten zu reden.«

Hilde Braatz ist über diesen Fakt nicht weniger erstaunt, als er es selbst war. Interessiert hört sie sich seinen Bericht an, danach bestätigt sie, daß von einem Delikt keine Rede sein kann.

»Gehen wir davon aus, daß Wittich die Wahrheit gesagt hat, und es existiert in Kruses Nachlaß eine schriftliche Abmachung, die Mineralien betreffend ...«

»Die existiert, das hat die Erbin Wittich gegenüber bestätigt«, fällt Brauer ihr ins Wort. »Es würde auch nicht zu ihrem Charakter passen, wie Wittich ihn mir schilderte, das Schriftstück zu unterschlagen.«

Bernhard Wittich überläßt die Apotheke seiner Vertreterin, vertauscht den weißen Kittel mit einem Anorak, radelt zur Poliklinik und trifft dort zur Frühstückspause ein. Das Wartezimmer ist leer. Er schiebt einen Zettel durch den Schlitz, in den die Patienten ihre Versicherungsausweise einwerfen. Abwartend tritt er an eines der Fenster und blickt auf den gepflegten Park hinaus.

Die Tür zum Behandlungsraum hinter ihm wird geöffnet, und er wendet sich um. Auf der Schwelle steht Elvira Schreiber und mustert ihn erstaunt. »Sie, Herr Wittich? Guten Morgen.«

»Guten Morgen, Frau Schreiber. Verzeihen Sie, daß ich Ihre Freizeit in Anspruch nehme.«

»Sie wollen mich privat sprechen?« Die junge Frau

deutet einladend auf die Stühle.

Wittich setzt sich an den Tisch, auf dem zerlesene Zeitschriften liegen, und Korbinians Tochter nimmt ihm gegenüber Platz. Ihr Gesicht ist unnatürlich blaß, der weiße Kittel betont die Blässe, ebenso die dunklen Ringe unter den Augen. Eine Haube bedeckt das braune Haar und macht ihr Gesicht schmal und mädchenhaft.

Da Wittich nach einem Anfang sucht, fragt sie ihn: »Worum geht es denn? Die Pause ist bald herum.«

»Ich war letzte Nacht auf dem Henselschen Grundstück.«

Ihre Augen weiten sich ungläubig. »Sie waren ...?«

»In den beiden Nächten davor auch«, ergänzt Wittich. »Aber vergangene Nacht hat mich die Polizei überrascht und zur Dienststelle mitgenommen.«

»Was haben Sie denn auf Hensels Grundstück getan?« Auf ihrem Antlitz breitet sich Mißtrauen aus, dann huscht es wie eine Erleuchtung darüber hin. »Welch eine Frage. Sie haben Papas Mineralien gesucht.«

»Das habe ich dem Oberleutnant vorgemacht, der mich vernommen hat.«

Der mißtrauische Ausdruck kehrt auf ihr Gesicht zurück. »Sie haben nicht nach den Steinen gesucht?«

»So ist es – und das ist die Wahrheit. Es war eine scheußliche Situation, Frau Schreiber.«

»Sie meinen, als ertappter Dieb dazustehen?«

»Als verhinderter, sozusagen. Ich habe ja nichts gestohlen. Meine jetzige Situation ist ähnlich delikat, da ich nicht weiß, ob Ihr Vater Sie eingeweiht hat?« Wittich sieht sie fragend an.

»Papa hat mir einen Brief hinterlassen, für den

Fall, daß ihm etwas zustößt.«

»Gestatten Sie mir die Frage: Hat er in diesem Brief Doktor Schuster erwähnt, den Direktor des Schloßmuseums Skorlitz?«

»Ja. Dann wissen Sie, worum es sich handelt?« Sie lacht unfroh. »Wir gehen um die Sache herum wie die Katze um den heißen Brei. Ich weiß nicht, soll ich mich freuen, einen Mitwisser zu haben – oder nicht? Einerseits bedrückt es mich, andererseits fühle ich mich erleichtert.«

»Sie wissen, daß ich nie etwas tun werde, das den Ruf Ihres Vaters beschädigt. Im Gegenteil«, sagt Wittich beschwörend und legt seine Rechte auf ihren Unterarm, »wenn Sie einverstanden sind, knüpfe ich den Kontakt zu Doktor Schuster.«

Sie sieht ihn dankbar an, nickt zustimmend und wendet ein: »Das ist doch aber erst möglich, wenn ... wenn ...«

»Wenn wir den Beweis in den Händen halten«, ergänzt er.

Plötzlich rollen Tränen ihre Wangen hinab, und Wittich zieht erschrocken seine Hand zurück.

»Wir werden das Schlimmste nicht verhindern können, Sie nicht und ich nicht, Herr Wittich!«

»Wir haben eine reelle Chance, glauben Sie es mir. Doktor Schuster wird nicht daran interessiert sein ...«

»Es geht doch gar nicht um Doktor Schuster«, unterbricht sie ihn heftig. »Entschuldigen Sie meine Erregung, aber Sie wissen es ja nicht: Mein Mann kennt den Brief!«

»Ach du meine Güte«, entfährt es Wittich erschrokken.

»Er hatte ihn mir weggenommen, jetzt zwar zurückgegeben, aber ab heute nimmt er Urlaub in dringender Familienangelegenheit.«

»Trauen Sie ihm zu ...? Wittich verstummt und mustert sie besorgt.

»Ich traue ihm alles zu. Der Briefinhalt sei für ihn ein Fünfer im Tele-Lotto, hat er gesagt. Hensels hat er angeboten, bei der Bergung ihrer verschütteten Sachen zu helfen. Die sind natürlich froh darüber, obwohl sie vermuten werden, daß es ihm nur um die Mineralien geht. Ab heute helfen auch einige Leute aus dem Veteranenklub.«

Wittichs Gesicht verdüstert sich. Die Frühstückspause ist vorüber, auf dem Korridor nähern sich Stimmen. Die junge Frau wendet sich hastig an den Apotheker: »Egal, was geschieht, Herr Wittich, man wird die Steine finden, und falls Sie noch darauf reflektieren, kriegen Sie nicht nur die drei Exponate, die Papa ihnen zugestanden hat, sondern die ganze Sammlung. Als Preis hat Papa zwölftausend Mark vorgeschlagen.«

»Nein, nein«, widerspricht Wittich, »ich habe Ihnen ...«

»Einen Wahnsinnspreis geboten«, fällt sie ihm ins Wort.

»Einen Liebhaberpreis«, korrigiert er.

»Es bleibt bei dem, was Papa wollte«, erklärt sie energisch, »abzüglich eventueller Schäden, die ja die Versicherung trägt.«

Bernhard Wittich kann nicht anders, er legt den Arm um ihre Schultern und zieht sie spontan an sich.

Der September verabschiedet sich mit heiterem Spätsommerwetter. Die Sommerzeit ist in die Normalzeit zurückgewandelt worden, und auf Hensels Grundstück rücken der Hausherr und zwei rüstige alte Männer dem Trümmerberg zu Leibe. Hensels Frau versorgt sie mit Kaffee aus Thermosflaschen. Man findet den zerdrückten Schrank mit den zwanzig Schubfächern. Die Steine darin sind durcheinandergeraten, aber unbeschädigt. Die Fotoalben werden gefunden und die meisten Bücher sowie der Inhalt der Garderobenschränke.

Der alte Klinke überquert die Straße und steuert zielstrebig das Henselsche Grundstück an. Neben dem Trümmerberg bleibt er stehen und räuspert sich. »Das tut mir sehr leid, wollte ich nur sagen. Ja, also, wenn es Ihnen was nützt: Unsere Garage können Sie für die Sachen hier haben.«

Hensel, der ehemalige Lehrer, tritt heran, ergreift versöhnlich Klinkes dargebotene Rechte und klopft seine Schulter. »Danke! Herzlichen Dank!«

Sie nehmen Klinkes Angebot an und schaffen alles in die leere Garage hinüber. Kommen die »jungen Leute« mit dem Dacia aus dem Urlaub zurück, dann wird das Auto eben draußen stehen.

Die Helfer räumen den Schutt Stück für Stück beiseite und erinnern in ihrer Beharrlichkeit an Ameisen, die mit ihrer Emsigkeit ja auch Erstaunliches zustande bringen.

Oberleutnant Brauer nutzt drei freie Tage und besucht seine Mutter im fernen Mecklenburg. In dieser Zeit ermittelt Oberleutnant Hilde Braatz den Kioskeinbrecher, einen aus einem Werkhof ausgerissenen Jugendlichen.

Am Mittwochmorgen erwartet Hensel auf seinem Grundstück den Kipper und das Ladegerät. Beide rollen pünktlich an. Für die Helfer gibt es nun nichts mehr zu tun. Der Greifer schlägt sein eisernes Maul in den Schutt, die Backen schließen sich, werden angehoben und über die Ladefläche des Kippers geschwenkt. Der Schutt fällt polternd auf sie nieder. Es gäbe etliche Fuhren, schätzt der Kraftfahrer.

In der Straße hält ein Trabant. Der Kipper rollt auf die Fahrbahn hinaus, da startet Heinz Schreiber den Motor und folgt ihm.

Der LKW fährt zur zehn Kilometer entfernten Müllkippe, sie erhebt sich unübersehbar als Tafelberg. Schreiber, der das Fahrzeug keine Sekunde aus den Augen gelassen hat, stoppt in angemessener Entfernung und beobachtet die Vorgänge. Der Kipper fährt rückwärts bis nahe an den Rand und läßt den Schutt herabrutschen, eine Staubwolke stiebt empor. Der LKW fährt wieder fort. Alle paar Tage schiebt eine Planierraupe die abgekippten Müll- und Schutthaufen über den Rand des Tafelberges.

Der Kipper verschwindet in Richtung Zantes. Schreiber holt die hinter seinem Sitz stehende Spitzhacke aus dem Trabant, erklimmt die Halde und beginnt, im Henselschen Trümmerschutt zu scharren.

Der LKW wird unterdes erneut beladen. Der Greifer entleert den Schutt prasselnd auf die Ladefläche. Dann ist ein Schuttbrocken zu groß. Der erfahrene Baggerfahrer kracht den Greifer mehrmals auf das Trümmerstück hinunter, das Mauerwerk bricht auseinander – und wie eine geknackte Nußschale den Kern hergibt, enthüllt der geborstene Schornsteinteil einen schwarzen Blechkasten.

Hensel steht wenige Meter entfernt und macht dem Baggerfahrer aufgeregt Zeichen.

Der Mann in dem Ladegerät hat im Laufe der Jahre schon drei Blindgänger freigelegt und sieht sofort, daß es keine Bombe aus dem zweiten Weltkrieg sein kann. Es ist aber ein verdächtiger Gegenstand, vielleicht enthält der Blechkasten Munition? Was er in solchen Fällen zu tun hat, ist ihm eingeschärft worden. Er benutzt Klinkes Telefon, wählt die eins – eins – null und meldet den ominösen Fund.

Hensel findet das übertrieben und nörgelt: »Wieso denn gleich die Polizei? Wir hätten doch erst mal nachsehen können ...«

»Lieber Mann, sind Sie lebensmüde?« poltert der Baggerfahrer. »Das Ding ist zugelötet, hat keine Öffnung, keinen Verschluß. Vielleicht fliegt es uns um die Ohren, wenn wir's aufmachen.«

»Das ist doch Unfug! Das war der Schornstein im Giebelzimmer. Sie sehen es daran, wie kurz er ist. Dort hat seit fünf Jahren Herr Kruse gewohnt, der ist vor ein paar Wochen verstorben. Kruse hat doch kein Dynamit in den Schornstein eingemauert. So ein Schwachsinn!«

Vielleicht war es doch voreilig, die Polizei zu informieren, überlegt der Baggerfahrer laut. Am Ende hat dieser Kruse ein Vermögen verlötet? Der Blechkasten mißt zwanzig mal zwanzig Zentimeter und ist siebzig Zentimeter hoch. Dabei ist der Behälter so leicht, als sei er leer.

»Aber im Schornstein?« gibt der Kipperfahrer zu bedenken.

»Vor fünfzehn Jahren haben wir die Zentralheizung installieren lassen«, erklärt Hensel, »mir war

das Kohlenschleppen zuviel geworden. Wir haben damals die Kachelöfen abgerissen.«

Das Ladegerät fährt einige Meter weiter und packt dort den Schutt. Der Kipperfahrer drängt, denn sie arbeiten beide nach Leistungslohn.

Vor dem Grundstück stoppt ein Wartburg, zwei Kriminaltechniker steigen aus und zeigen Hensel ihre Ausweise. Sie begutachten den merkwürdigen Blechkasten und hegen keine Bedenken, ihn zu öffnen. Aber Hensel macht Einwände.

»Hören Sie, was immer da drin sein mag, es gehört mir nicht, sondern Frau Schreiber, der Tochter meines vor kurzem verstorbenen Mieters Kruse.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?« fragt der ältere Techniker, der sich als Hauptmann Fricke vorgestellt hat. »Wie lange wohnte der Mieter bei Ihnen?«

»Fast fünf Jahre.«

»Und vor ihm?«

»Da wechselten die Mieter leider öfter. Als das Plastewerk gebaut wurde, war es ein Ingenieur – und nach ihm ein Kraftfahrer ...« Hensel verstummt nachdenklich.

»Vermutlich gibt der Inhalt einen Hinweis auf den Eigentümer«, erklärt der Hauptmann. Zu seinem Begleiter, der eine dickbauchige Werkzeugtasche öffnet, sagt er: »Kein Problem, Karlchen, es ist nur Trompetenblech.«

Das Material widersteht der Blechschere denn auch nicht; dicht unter dem zugelöteten Rand wird der Behälter aufgeschnitten. Der Inhalt ist in Ölpapier gewickelt und in Sägespäne verpackt. Der Hauptmann hebt den Gegenstand heraus, legt ihn behutsam auf den Boden und wickelt ihn aus.

Hensel und der Baggerfahrer sehen dem Kriminaltechniker zu und trauen ihren Augen nicht: Vor ihnen liegt eine hölzerne Heiligenfigur. Die Gesichtszüge des Gottesmannes wirken so ausdrucksstark, als erwachten sie gleich aus ihrer Erstarrung.

»Sieht echt aus«, erklärt Hauptmann Fricke. »Was war Ihr verstorbener Mieter von Beruf?« wendet er sich an Hensel.

Der schluckt erst einen Frosch hinunter, bevor er zu antworten vermag. »Rest – Restaurator!«

Fricke und sein Begleiter sehen sich stumm an, ihre Blicke sprechen Bände.

»Und wo war er tätig?« fragt Fricke.

Hensel will den wie Ludergeruch in der Luft schwebenden, unausgesprochenen Verdacht entkräften und betont seine Worte daher besonders: »Herr Kruse war international anerkannt und hat viel im Ausland gearbeitet, in Frankreich und der BRD.«

»Und wo zuletzt?« will Fricke wissen.

»Im – im Schloßmuseum Skorlitz!« Hensel flüstert nur noch, räuspert sich und haucht: »Seit drei Jahren.« Doch dann fährt er empört fort: »Sie denken doch nicht etwa ...?«

»Was wir denken, ist unwichtig, Herr Hensel«, fällt Fricke ihm ins Wort. »Wir werden feststellen, ob der Bürger Kruse der rechtmäßige Besitzer dieser Figur war.«

Nach seinen drei freien Tagen macht Oberleutnant Brauer am Donnerstag wieder eine Frühbesprechung mit. Wie üblich leitet sie der Chef der K, Major Siewert. Am Beratungstisch haben neun Kriminalisten Platz genommen. Brauer gegenüber sitzt Oberleut-

nant Hilde Braatz.

Siewert erwähnt zwei abgeschlossene Ermittlungssachen, die Berichte sind dem Staatsanwalt zugegangen. Zwei Genossen referieren über den Stand der von ihnen bearbeiteten Fälle, danach nimmt Siewert wieder das Wort.

»Zur Ermittlungssache Heiligenfigur: Ein Kunstsachverständiger hat versichert, daß die Figur den heiligen Hieronymus darstellt. Sie stammt aus dem späten fünfzehnten Jahrhundert und wurde mit hoher Wahrscheinlichkeit von Tilman Riemenschneider geschaffen. Gibt es sonst noch Hinweise? Oder Fragen? Das ist nicht der Fall. Damit ist die Frühbesprechung beendet. Oberleutnant Braatz und Brauer bleiben noch hier.«

Die Kriminalisten verlassen den Raum. Siewert, Hilde Braatz und Brauer wechseln in die Besuchergarnitur hinüber, einem runden Tisch mit drei Sesseln.

»Bist du in der Sache Heiligenfigur auf dem laufenden?« wendet Siewert sich an Brauer.

»Ja. Hilde hat mir als erstes den Bericht der Kriminaltechnik unter die Nase gehalten«, antwortet Siegfried Brauer.

»Laut Kunstkalender des vorigen Jahres gehört die Figur des heiligen Hieronymus zur Abteilung ›Sakrale Kunst‹ des Schloßmuseums Skorlitz.«

»In dem der Restaurator Kruse seit drei Jahren tätig gewesen war«, ergänzt Brauer.

»Dort muß der Verlust doch bemerkt worden sein«, gibt Hilde Braatz zu bedenken.

»Nicht unbedingt«, widerspricht Siewert. »Erinnert euch an den Diebstahl der Gemmen aus dem Be-

zirksmuseum. Der wurde erst nach zwei Jahren auf Grund einer Inventur entdeckt. Viele Museen sind nicht in der Lage, alle Schätze auszustellen. Manche Kostbarkeiten verstauben in den Depots und werden kaum vermißt, wenn ein Stück ...«

»Nein, das glaube ich nicht«, unterbricht Hilde Braatz, »einen Tilman Riemenschneider im Depot?«

»Donnerwetter!« ruft Brauer und klatscht mit der Hand auf den Tisch.

»Was ist? Was hast du?« fragt Siewert.

»Wie hoch kann man den Wert der Figur veranschlagen?« wendet sich Brauer an den Major.

»Der Experte schätzt den Versicherungswert auf sechzigtausend Mark. Auf einer internationalen Auktion könnte das Mehrfache dieser Summe erzielt werden, meinte er.«

»Unglaublich«, flüstert Hilde Braatz.

»Mir ist eben ein verrückter Gedanke durch den Kopf gegangen: Wie denn, wenn Klinkes Lampenmann – Herr Bernhard Wittich, Leiter der staatlichen Apotheke am Markt – nicht nach den Mineralien gesucht hat, sondern nach der Heiligenfigur?«

Es bleibt sekundenlang still, dann schüttelt Siewert den Kopf. »Das ist eine Unterstellung. Wie rechtfertigst du sie, Siegfried?«

»Vergiß nicht, ich habe Wittich hier auf dem Stuhl gehabt«, erklärt Brauer eindringlich. »Seine Art, sich aufopfernd als potentieller Dieb darzustellen, der von seiner Sammelleidenschaft überwältigt wurde, kam mir im nachhinein irgendwie merkwürdig vor, übertrieben eben. Sollte er aber die Heiligenfigur gesucht haben, wäre es kein schlechtes Täuschungsmanöver gewesen ...«

Dem Argument kann Siewert sich nicht völlig verschließen. »Ich spekuliere mal: Sollte dein Verdacht gegen Wittich zutreffend sein, setzt er zwei Dinge voraus. Erstens, daß Kruse die Figur gestohlen, zweitens, daß er den Diebstahl seinem Freund Wittich gestanden hat.«

»So wie der Apotheker seine Beziehung zu dem inzwischen Verstorbenen dargestellt hat, wäre es denkbar«, versichert Brauer.

»Ich verstehe das Motiv nicht«, gibt Hilde Braatz zu bedenken. »Ich unterstelle mal das ›edelste‹: Kruse war von der Figur so fasziniert, daß er krankhaft danach gierte, sie zu besitzen. Dann will er sich doch auch des Besitzes erfreuen, den Hieronymus ansehen und befühlen.«

»Sehr wahr, Hilde«, stimmt Brauer ihr zu, »er aber verlötet ihn in einer Blechkiste!«

»Nicht nur das«, ergänzt Siewert, »in seinem Giebelzimmer stemmt er den Schornstein auf, deponiert die Blechkiste darin und mauert ihn wieder zu.«

»›Was sagt uns das?‹ würde Oberstleutnant Kaufmann fragen, mein Dozent an der Hochschule in Aschersleben. Kruse hat seine Beute für längere Zeit versteckt und nicht beabsichtigt, sie zu verkaufen. Sobald jedenfalls nicht«, schränkt Brauer ein.

»Wie gehen wir vor?« fragt Siewert und nennt das vordringliche Ziel selbst: »Zuerst ermitteln wir, weshalb man in Skorlitz den Diebstahl nicht angezeigt hat. Bei der Bezirksdirektion liegt ebenfalls keine Anzeige vor. Vielleicht gehörte dieser Hieronymus tatsächlich zu den Depotbeständen, obwohl Hilde es anzweifelt, mit Recht, wie ich betonen möchte. Das übernimmst du, Siegfried. Wende dich an Doktor

Schuster, den Museumsdirektor. Bewahre strengste Diskretion und versuche herauszukriegen, wie Doktor Schuster zu dem Verstorbenen stand.«

Oberleutnant Brauer atmet hörbar die Luft ein. »Denkst du an eine Komplizenschaft?«

»Ich denke gar nichts. Wir haben aber jede Variante zu berücksichtigen«, antwortet Siewert.

»Mir ist noch etwas unklar«, wirft Hilde Braatz ein. »Die Figur wurde vor zwei Tagen gefunden. Der Bürger Hensel war Zeuge, ebenso der Baggerfahrer. Von dem sehe ich mal ab, aber weshalb gibt es kein Reaktion? Zum Beispiel von der Tochter des Verstorbenen? Ist Hensel denn nicht *stante pede* zu Kruses Tochter gegangen und hat ihr von dem Fund berichtet?«

»Deine Frage ist berechtigt«, stellt Siewert fest, »aber erstens hat Genosse Fricke von der Technik die Zeugen zum Stillschweigen verpflichtet, und zweitens, sollte Hensel sich nicht daran gehalten haben, ich würde es verstehen, käme es darauf an, wie Kruses Tochter reagiert. Nehmen wir an, sie weiß nichts von dem Diebstahl ihres Vaters, der noch gar nicht erwiesen ist, er könnte ja auch der Hehler gewesen sein, dann reagiert sie vielleicht wie das Kaninchen vor der Schlange?«

»Du meinst«, sagt Hilde Braatz, »sie hat einen Schock erlitten und beschlossen abzuwarten, was da auf sie zukommt?«

»Es wäre denkbar«, antwortet Siewert knapp. »Nun zu dir, Siegfried! Bevor du nach Skorlitz startest, sieh dir wenigstens den Hieronymus an, damit du weißt, wovon du sprichst. Als Begründung schlage ich vor ...«

»Bei einem Hausabriß wurde eine Heiligenfigur ...«, fällt Brauer ihm ins Wort.

»Auf gar keinen Fall«, unterbricht ihn Siewert. »Gehe davon aus, daß Doktor Schuster nicht nur weiß, daß in Zantes ein Haus durch eine Gasexplosion zerstört worden ist, er könnte ja auch wissen, daß sein verstorbener Restaurator darin gewohnt hatte. Nein, du legst ihm die Farbfotos des Hieronymus vor – merke dir, wie er darauf reagiert –, die Figur befand sich unter sichergestelltem Hehlergut, sagst du, und ob sie in Skorlitz abgängig sei.«

»Das ist gut«, bestätigt Brauer und folgt Siewert in den Asservatenraum.

Die hölzerne Figur ist wieder in das Ölpapier eingehüllt worden und liegt im Schrank auf einem Kissen, neben einer Kaminuhr, die aus einem Einbruch stammt.

Siewert nimmt den Heiligen so behutsam heraus, als sei er zerbrechlich wie hauchdünnes Porzellan, und stellt ihn auf den Tisch.

Oberleutnant Brauer hat ein so altehrwürdiges Kunstwerk noch nie aus solcher Nähe betrachtet und schon gar nicht berühren dürfen. Irgendwie stimme es ihn feierlich, sagt er.

»Das sind die Fotos!« Siewert reicht ihm die Farbbilder im Postkartenformat. Der heilige Hieronymus ist aus drei verschiedenen Perspektiven abgelichtet worden.

Zwei Stunden später lenkt Brauer den Dienst-Wartburg von der Fernstraße auf eine Nebenchaussee, die von alten Ulmen beschattet wird. Die Bäume sind dem vor Jahrzehnten grassierenden Ulmensterben entgangen, registriert Brauer erleichtert.

Das Schloß Skorlitz besitzt ein freundliche helle Fassade und präsentiert sich als Kleinod, das in das Grün alter Buchen eingebettet ist. Die Bäume zeigen erste Anzeichen beginnender Laubfärbung.

Brauer stoppt neben der Schloßtreppe. Der Direktor empfängt ihn an der Tür. Die öffentliche Besuchszeit ist erst nachmittags, aber Major Siewert hat ihn angemeldet. Er folgt dem überraschend jungen Museumsdirektor, sie durchqueren die Empfangshalle, von der eine geschwungene Treppe aus weißem Marmor in die oberen Räume hinaufführt. Die vorherrschenden Farben sind Weiß, Gold und Weinrot, und sie schaffen eine festliche, Würde ausstrahlende Atmosphäre. An den Wänden blicken von ihren Gemälden martialisch frühere Schloßherren herab.

»Wollen Sie mir bitte folgen, Herr Oberleutnant?«

»Mein Name genügt, ich heiße Brauer.«

Eine in die Wandtäfelung eingelassene Tür führt ins Büro. Doktor Schuster läßt ihm den Vortritt, und Brauer stutzt auf der Schwelle, denn aus dem siebzehnten Jahrhundert tut er unversehens einen Schritt ins einundzwanzigste, so scheint es ihm. Das Büro ist spartanisch einfach, aber mit modernster Technik ausgestattet, selbst ein Computer fehlt nicht.

Brauer registriert, daß Schuster vom Besuch eines Kriminalisten nicht beeindruckt ist, nur neugierig scheint er zu sein.

»Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Brauer.« Er weist auf einen Stuhl, der aus einem einzigen Stahlrohr gebogen worden ist. »Meine Frage, welche Angelegenheit es betrifft, hat der Genosse Major wohl überhört«, erklärt Schuster, lächelt mokant und setzt sich auf den Stuhl gegenüber.

»Das ist rasch erklärt, Herr Doktor«, versichert Brauer.

»Bitte nicht«, wehrt der ab, »ich heiße Schuster, das genügt.«

»Bei der Sicherstellung von Diebesgut fanden wir unter anderem eine hölzerne Heiligenfigur. Wir fragen nun in allen Kirchen und Museen nach, ob die Figur abgängig ist.«

»Ach ja?« äußert Schuster. »Stammt sie nicht vielleicht aus Privatbesitz?«

»Doch, ja, das ist möglich. Dann hilft uns die Veröffentlichung der Fotos weiter, denke ich.«

Brauer öffnet seine Umhängetasche, nimmt die drei Lichtbilder heraus und reicht sie Schuster. Auf dessen Reaktion ist er nicht gefaßt. Der Museumsdirektor starrt die Fotos an, danach fassungslos seinen Besucher. Sein Gesicht wird puterrot, wird gleich darauf blaß, und auf seiner Stirn perlt Schweiß.

»Kommen Sie!« Er springt auf und rennt zur Tür. Brauer folgt ihm. Zwei Stufen auf einmal nehmend, stürmt Schuster die Treppe empor, und Brauer hat Mühe, ihm zu folgen. Sie durchqueren einen Saal, dessen Wände mit Gemälden bedeckt sind. Auf einem Ständer weist ein Pfeil mit der Aufschrift »Sakrale Kunst« auf eine mit Schnitzereien bedeckte Tür. Schuster reißt sie auf, stürmt hindurch und bleibt wie angewurzelt stehen.

»Gott sei Dank«, stöhnt er erleichtert.

Auf den an den Wänden befestigten Piedestalen stehen hölzerne Heiligenfiguren verschiedener Größe, sie wirken wie eine gespenstisch erstarrte Prozession. Brauer traut seinen Augen nicht, denn eine von ihnen ist die, die er vor kurzem mit seinen

Händen berührt hat.

Doktor Schuster trocknet mit einem Taschentuch seine Stirn.

»Meine Güte, hatten Sie mich erschreckt! Wie ist das nur möglich? Diese Figur gibt es nur einmal!«

Er nimmt sie behutsam von ihrem Wandsockel und tritt an einen Fenstertisch. Brauer steht neben ihm, und beide vergleichen diesen Hieronymus mit dem auf den Fotos. Sie finden keinen Unterschied.

»Seltsam, sehr seltsam«, flüstert Schuster kopfschüttelnd. »Wäre es möglich, das Duplikat zu besichtigen? Um ein solches handelt es sich ja wohl.«

»Das wäre auch in unserem Interesse. Wo und wann, das verabreden Sie bitte mit Major Siewert«, schlägt Brauer vor, und Schuster ist einverstanden.

Zurückgekehrt ins Büro, sitzen sie einander wieder gegenüber. Der Museumsdirektor lädt seinen Besucher zu einem Tee ein. Der sei gesünder als Kaffee, behauptet er. Wolle man das Aroma auskosten, müsse man sich an strenge Zubereitungsregeln halten.

Brauer mag keinen Tee, lehnt ihn aber nicht ab, da er die Gelegenheit nutzen möchte, um das Verhältnis Schusters zu dem verstorbenen Kruse zu erkunden. Die Vermutung, daß Kruse und Schuster Komplizen gewesen sein könnten, scheint sich durch das eben Geschehene nicht zu bestätigen.

Doktor Schuster zelebriert die Teezubereitung und benötigt dazu mehrere Gefäße: Er spült eine Kanne mit kochendem Wasser aus, tut gehäufte Löffel schwarzen Tees hinein, geht mit der Kanne zum siedendes Wasser spendenden Boiler und füllt sie.

»Eine wichtige Regel, Herr Brauer: Nie mit dem

Wasser zum Tee gehen, dann siedet es nicht mehr, immer mit dem Tee zum Wasser!«

Mit einem Löffel rührt Schuster um, blickt auf seine Armbanduhr und betont, daß der Tee nach exakt drei Minuten sein anregendes Aroma entfaltet. Läßt man ihn länger ziehen, macht er müde. Er verfolgt die Zeiger wie die einer Stoppuhr, schüttet dann das Getränk durch ein Sieb in die ebenfalls vorgewärmte Kanne.

Zu Schusters Freude stellt Brauer fest, daß er noch nie einen so aromatischen Tee getrunken habe. Brauer gesteht, daß er Tee nur von den praktischen Aufgußbeuteln her kennt.

»Aufgußbeutel, igitt!« Schuster schüttelt sich, als sei ihm eine Schmeißfliege in die Tasse gefallen.

»Darf ich eine Bitte äußern, Herr Schuster?«

»Aber gern.«

»Es würde mich interessieren, wieweit die Gemälde in der Schloßkapelle restauriert worden sind. Es gab voriges Jahr einige Fotos in der Zeitung, die waren aber nicht sehr gelungen.«

»Selbstverständlich, Herr Brauer. Doch zuvor trinken wir unseren Tee.«

»Ist es nicht schwierig für Sie, wieder einen guten Restaurator zu finden, der die Arbeit fortführt? Der Verstorbene soll ja eine Koryphäe gewesen sein, las ich in dem Zusammenhang.«

»Ach, wissen Sie, was ein Reporter berichtet, hängt davon ab, wie gut der Interviewte es versteht, sich in Szene zu setzen.«

Schusters Miene wirkt reserviert.

»Nach dem erwähnten Zeitungsartikel zu urteilen, hat dieser Restaurator wahre Wunder vollbracht. Ich

erinnere mich, er hatte einen ungewöhnlichen Vornamen.«

»Korbinian«, sagt Schuster, als habe er einen Kiesel im Mund. »Korbinian Kruse. Nun ja, es heißt: Über Tote nichts Schlechtes! Aber soviel sei doch gesagt, daß Herr Kruse recht eitel, um nicht zu sagen überheblich gewesen war. Dabei sei anerkannt, daß er den Altar des Veit Stoß hervorragend restauriert hat. Herr Kruse beherrschte sein Metier sowohl als Maler wie als Schnitzer und Bildhauer ...«

»Relativieren Sie damit nicht Ihre vorherige Feststellung, Herr Doktor Schuster?« Brauer verwendet diesmal bewußt den akademischen Grad seines Gegenübers.

Schuster beugt sich impulsiv vor. »Aber das ist es doch, diese Zwiespältigkeit! Ach, was sage ich, zwiespältig, vielschichtig ist richtiger, eine vielschichtige Persönlichkeit war er.«

»Es war demnach ein ›ungleiches Gespann‹, um es salopp zu sagen, der Museumsdirektor und sein Restaurator. Sicher spielte der Altersunterschied eine Rolle. Ich schätze Sie knapp über Dreißig, Herr Schuster.«

»Achtundzwanzig. Sie legen den Finger auf die Wunde. Mein Vorgänger, Professor Niklaus, er ist vor zwei Jahren verstorben, war eng mit Herrn Kruse befreundet. Sie waren, wie man so sagt, ein Herz und eine Seele. Niklaus' wegen lehnte Herr Kruse einen Auftrag in Frankreich ab und übernahm den hier in Skorlitz. Kruse hat es nie verwunden, daß ich als Fünfundzwanzigjähriger, eben promovierter Stellvertreter von Niklaus, nach dessen Herzinfarkt in seine Position aufrückte.«

Oberleutnant Brauer schließt aus Schusters Äußerungen, daß der Konflikt zwischen den beiden so ungleichen Männern tiefer wurzelte, als der Museumsdirektor anfangs erkennen ließ. Sie schienen wie Feuer und Wasser gewesen zu sein.

»Bei soviel Gegensätzlichkeit«, provoziert Brauer sein Gegenüber, »ist es wohl ein Wunder, daß es zu keinem ernsteren Konflikt kam?«

»Sie verstehen Ihr Metier, Herr Oberleutnant!« Schuster betont nun doch den Dienstgrad. »Ich glaube, Sie bringen eine Teekanne zum Reden. Doch, ja, es gab einen Eklat. Als wir Besuch aus dem Ministerium bekamen, ließ Kruse mich ins offene Messer laufen.«

»Wie das denn?« hakt Brauer nach.

Doktor Schuster zögert einige Sekunden, überwindet dann aber seine Hemmung, darüber zu sprechen, und erklärt: »Herr Kruse und ich hatten uns zuvor über die Führung des Gastes abgestimmt, der war ja auch an dem Stand der Restaurierung interessiert. Bei diesem Proberundgang hatte ich mich bei einem Torso in der Stilepoche geirrt. Kruse hätte mich korrigieren können, er tat es aber erst im Beisein des Besuchers.«

Oberleutnant Brauer sitzt Major Siewert in der Besuchergarnitur gegenüber und berichtet über seine Exkursion nach Skorlitz.

»Die Version, Schuster und Kruse seien Komplizen gewesen, kannst du vergessen, Jürgen. Beide waren spinnefeind.«

»Moment mal«, wirft Siewert ein, »bist du nicht voreilig? Könnte Doktor Schuster die Feindschaft

nicht auch erfunden haben, gerade weil sie Komplizen waren?«

»Ganz ausgeschlossen!« behauptet Brauer. »Das war kein taktischer Winkelzug. Das sagt mir mein kleiner Finger.«

»Die Hypothese von dem Gespann ›Dieb und Hehler‹ ist ohnehin falsch, Siegfried«, erklärt der Major. »In Skorlitz fehlt kein Heiliger, im Gegenteil, es ist einer zuviel.«

»Wenn es stimmt, daß es nur einen Hieronymus gibt«, ergänzt Brauer. »Doktor Schuster hat übrigens darum gebeten, ›unseren‹ Heiligen besichtigen zu dürfen. Ich habe es zugesagt und dein Einverständnis vorausgesetzt.«

»Dagegen ist nichts einzuwenden.«

»Wie verfahren wir nun weiter?« will Brauer wissen.

»Ich habe mich mit Hilde Braatz ausgetauscht. Wir gingen aber davon aus, daß du in Skorlitz das Fehlen des Hieronymus aufdeckst ... Nach Abwägung aller Fakten sind Hilde und ich übereinstimmend der Meinung, daß es nicht schaden könnte, Herrn Bernhard Wittich noch einmal auf den Zahn zu fühlen. Es spricht tatsächlich einiges dafür, daß hinter seinem nächtlichen Treiben auf Hensels Grundstück mehr als nur der Fanatismus eines Sammlers steckt. Das war ja hauptsächlich deine Idee. Wie die Dinge jetzt liegen, meine ich, daß dies der richtige Weg ist. Wir holen ihn her auf den Stuhl.«

»Tue es nicht, Jürgen, laß uns lieber zu ihm gehen.«

Major Siewert mustert seinen Mitarbeiter sekundenlang. »Also gut, manchmal hast du das bessere

Gespür.« –

Während im VPKA Zantes das Gespräch zwischen Siewert und Brauer mit einem Beschluß endet, nimmt Bernhard Wittich in der Apotheke am Markt ein Rezept entgegen und bedient den einzigen Kunden. Es ist keine Grippewelle in Sicht, und Pollenallergien sind nicht mehr akut. Meist sind es Rentner, die eine Langzeittherapie gegen Altersbeschwerden durchführen.

Der Dreiklang an der Ladentür schlägt an, Wittich blickt auf und stutzt, als er Elvira Schreiber erkennt. Sie sieht blaß aus und wirkt gehetzt, tritt nicht zum Ladentisch, sondern bleibt in der Ladenmitte stehen und signalisiert damit, daß sie nicht als Kundin kommt.

Wittich öffnet die Tür zum Labor. »Frau Brock, bedienen Sie bitte weiter!«

Er begrüßt Elvira Schreiber, ihre Hand fühlt sich kalt an, und führt sie ins Büro. Das gleicht eher einem Apothekenmuseum mit den Gerätschaften vergangener Zeiten, den Mörsern und Waagen und einer Pillendrehmaschine. In einer Vitrine liegen ausgesuchte Stücke aus Wittichs Mineraliensammlung.

»Setzen Sie sich, Frau Schreiber!« Er rückt ihr den Lutherstuhl zurecht und läßt sich selbst auf einem Hocker nieder. »Darf ich Ihnen etwas anbieten? Einen Kaffee vielleicht?«

»Danke, nein, Herr Wittich! Ich mußte zu Ihnen kommen! Ich kann es nicht länger für mich behalten. Gestern abend kam Herr Hensel zu mir. Es sei ihm schwergefallen zu schweigen. Er sei zum Stillschweigen verpflichtet worden, sagte er.«

»Von wem?«

»Von der Kriminalpolizei. Er könne es mir jedoch nicht länger verheimlichen, meinte er. Vor zwei Tagen ist der Hieronymus gefunden worden!« Elvira Schreiber langt ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und knüllt es in den Händen.

Wittich kann nicht mehr stillsitzen, er springt auf, geht zum Fenster und lehnt sich mit dem Rücken dagegen. »Ich habe geahnt, daß es so kommt.«

»Während Herr Hensel bei mir war, hat mein Mann auf der Müllkippe den Schutt durchwühlt, er wollte ein schmutziges Geschäft mit der Figur machen.« Sie lacht erbittert auf. »Es wäre direkt komisch, wenn es nicht die Angst gäbe, was nun auf mich zukommt. Was soll ich denn sagen, wenn man mich zur Kripo holt? Zur Klärung eines Sachverhaltes, heißt es, habe ich gelesen. Am Ende mit einem Streifenwagen mit Blaulicht und Sirene?«

»Unsinn! Sie kriegen höchstens eine Vorladung zugestellt. Und was Sie sagen sollen? Die Wahrheit, Frau Schreiber. Nichts als die Wahrheit. Wir gehen zusammen zur Polizei, Sie und ich, und zwar auf der Stelle.«

»Ich weiß nicht«, sie blickt unschlüssig zu ihm auf.

Bevor Wittich ihr zureden kann, wird an die Tür geklopft, und auf sein »Herein« steckt Frau Brock ihren Kopf in den Türspalt. »Entschuldigen Sie die Störung, Herr Wittich, aber da sind zwei Herren von der Kriminalpolizei, die möchten Sie sprechen.«

Wittich schluckt verblüfft. »Bitten Sie sie herein.«

Major Siewert und Oberleutnant Brauer zeigen ihre Ausweise, obwohl der Oberleutnant bekannt ist, es scheint Routine zu sein. Beide Kriminalisten blikken auf die Frau, dann fragend auf Wittich.

»Das ist Frau Schreiber«, macht der Apotheker bekannt und fügt bedeutsam hinzu. »Sie ist die Tochter des kürzlich verstorbenen Restaurators Korbinian Kruse.«

»Ach ja? Das trifft sich gut«, versichert der Major.

»Sie werden es nicht glauben wollen«, erklärt Wittich, »aber wir waren eben im Begriff, Sie aufzusuchen.«

Am Freitagmorgen biegt ein Dienst-Wartburg des VPKA Zantes auf die Chaussee nach Skorlitz ab. Oberleutnant Brauer lenkt das Fahrzeug, und neben ihm sitzt Major Siewert. Als stummer Fahrgast liegt der in Ölpapier gehüllte Hieronymus im Kofferraum.

Der Wartburg hält, Doktor Schuster kommt ihnen die Schloßtreppe herab entgegen und verfolgt gespannt, wie Brauer die Kofferraumklappe öffnet und den in Ölpapier gehüllten Gegenstand heraushebt.

Nach der Begrüßung erklärt Schuster: »Sie hätten sich nicht der Mühe unterziehen müssen, nach Skorlitz zu kommen. Ich hätte Sie selbstverständlich in Zantes aufgesucht.«

»Dann hätten wir auf den Reiz verzichten müssen, beide Hieronymus-Figuren nebeneinander zu begutachten«, gibt Siewert zu bedenken.

»Das ist wahr«, sagt Schuster und geht voraus die Treppe empor. In seinem Büro räumt er Bücher und Aktenordner von zwei Hockern, um Sitzgelegenheiten zu schaffen. Auf seinem Schreibtisch steht der Hieronymus aus dem Saal »Sakrale Kunst«. Doktor Schuster betrachtet das Ölpapier wie ein Kind, das sein Weihnachtsgeschenk darin verborgen weiß.

»Bevor wir die Figuren vergleichen«, erklärt Major

Siewert, »möchte ich einen Umstand klären.«

»Welchen Umstand?« fragt Schuster verwundert.

»Stimmt es, daß im nächsten Monat, konkret am neunzehnten November, hier in Skorlitz ein Symposium von Museumsdirektoren der Deutschen Demokratischen Republik stattfindet, zum Thema ...«

»Sakrale Kunst«, fällt Schuster ihm ins Wort. »Aber ja. Es haben auch Kirchenvertreter zugesagt und Interessenten aus dem Ausland. Ich stehe mitten in den Vorbereitungen. Ich verstehe aber Ihre Frage nicht.«

»Herr Doktor Schuster«, wendet nun Brauer sich an den Direktor, »Sie haben mir gestern dankenswert offen Ihr Verhältnis zu dem verstorbenen Korbinian Kruse dargelegt ...«

»Gewiß, ja, aber ich weiß nicht ...«

»Sie schilderten einen von Kruse herbeigeführten Eklat«, fährt Brauer unbeirrt fort.

»Von einem Freund des Verstorbenen haben wir gestern erfahren«, nimmt Siewert wieder das Wort, »daß es öfter Streit zwischen Ihnen und Herrn Kruse gegeben hat.«

»Sie meinen wohl den Apotheker in Zantes?«

»Ja.«

»Was heißt Streit«, bagatellisiert Schuster. »Er wird es gegenüber seinem Freund dramatisiert haben.«

»Immerhin sollen Sie Ihren Restaurator«, Siewert kann sich eines Schmunzelns nicht erwehren, »einen Tilman-Riemenschneider-Verschnitt genannt haben.«

»Finden Sie das beleidigend? Ich nicht!« erklärt Schuster.

»Es steht uns nicht zu, darüber zu richten, wer wen mehr beleidigt hat«, stellt Siewert klar. »Tatsache soll aber sein, daß Herr Kruse mit der Behauptung gekontert hatte, Sie, Herr Doktor, seien unfähig, ein Original-Kunstwerk von einer geschickten Fälschung zu unterscheiden.«

Schuster wechselt die Farbe, wird rot und danach blaß, sagt dann verärgert: »Ja, das war eine seiner Entgleisungen. Ich begreife nur nicht, weshalb Sie diese zur Sprache bringen. Herr Kruse ist tot – und ich trage ihm nichts nach.«

»Ihr Restaurator, Herr Doktor Schuster, wollte während des Symposiums am neunzehnten November den Beweis für seine Behauptung antreten.«

»Wie soll ich das verstehen?« Schuster schüttelt ratlos den Kopf.

Siewert nickt Brauer zu. Der geht hin und schlägt das Ölpapier auseinander.

»Dieser Hieronymus wurde im März dieses Jahres aus dem Saal ›Sakrale Kunst‹ gestohlen«, stellt der Oberleutnant sachlich fest.

Schusters Blicke pendeln verständnislos zwischen den beiden Heiligenfiguren hin und her, bleiben dann auf Siewert gerichtet. »Unmöglich!« haucht er.

»Um den Diebstahl zu vertuschen«, erklärt der Major, »wurde diese Nachahmung untergeschoben.« Er deutet auf die zweite Heiligenfigur.

»Ist das wahr?« stammelt Schuster ungläubig.

»Herr Kruse kannte seinen labilen Gesundheitszustand. Bevor er seine Reise nach Bulgarien antrat, hinterlegte er bei seinem Anwalt außer dem Testament zwei Briefe, die nach seinem Tode seiner Tochter und seinem Freund Herrn Wittich zugestellt wer-

den sollten. Wir haben diese Briefe gestern zu den Akten genommen.« Siewert nickt Brauer zu.

Der Oberleutnant entnimmt seiner Umhängetasche einen Briefbogen und sagt: »Ich zitiere aus dem an Herrn Wittich gerichteten Brief: Lieber Bernhard! Sollte mir also vor dem neunzehnten November, dem Tag meiner Genugtuung, etwas zustoßen – Du weißt ja, auf welche Medikamente ich angewiesen bin –, dann sorge dafür, daß der echte Hieronymus ins Schloßmuseum Skorlitz zurückkommt. Er befindet sich in einem Blechbehälter, und dieser ist seit März diebessicher im vorderen Giebelzimmer in dem blinden Schornstein eingemauert. Seither genießt meine Nachbildung die Ehre, im Schloßmuseum Skorlitz als Werk Tilman Riemenschneiders bewundert zu werden. Ich denke, daß Doktor Schuster sich, ohne Schwierigkeiten zu machen, mit dir arrangiert, er wird sich nicht lächerlich machen wollen.«

Brauer faltet den Bogen zusammen und legt ihn in seine Tasche zurück.

»Unglaublich«, flüstert Schuster, »wenn ich mir vorstelle, daß Herr Kruse mich vor dem Gremium bloßgestellt hätte. Ja, das hätte er getan!« versichert er überzeugt. »Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß er krankhaft rechthaberisch und rachsüchtig war.«

Das Entsetzen darüber, einer für alle Beteiligten höchst peinlichen Situation durch den Tod seines Widersachers entgangen zu sein, schwindet allmählich aus seiner Miene und macht professionellem Interesse Platz. »Sie werden mir zustimmen, daß die Nachbildung so perfekt gelungen ist, daß sie ohne die Entnahme einer Materialprobe nicht nachzuweisen

ist.«

»In der Tat«, gesteht Siewert ihm zu, »für einen Laien schon gar nicht.«

»In einem Punkt widerspreche ich Ihnen, meine Herren«, sagte Schuster leise, aber bestimmt, »daß Sie das Vertauschen der beiden Heiligenfiguren als Diebstahl bezeichnen. So verwerflich es auch ist, daß Herr Kruse sich an einem unersetzlichen Kulturgut vergriffen hat, ein Dieb war er in meinen Augen nicht. Krankhaft rachsüchtig, das war er, ich sagte es schon. Was glaubte er denn, wie er selbst dagestanden hätte, auch wenn er mich noch so blamiert hätte ...«

Major Siewert und Oberleutnant Brauer tauschen einen beredten Blick, dann sagt Brauer: »Es ehrt Sie, Herr Doktor Schuster, daß Sie dem Verstorbenen keine kriminelle Absicht unterstellen möchten, aber für uns zählen nur Fakten. Wir können es nicht mehr ermitteln, ob der verstorbene Restaurator Korbinian Kruse nicht auch einen Diebstahl, also eine endgültige Aneignung des Hieronymus beabsichtigt hatte – und den angeblich geplanten Racheakt nur für den Fall seines plötzlichen Ablebens erfunden hat.«

Doktor Schuster schüttelt heftig den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht.« Etwas hilflos zeigt er auf die Figur, die seit Monaten den Platz des echten Hieronymus im Saal »Sakrale Kunst« eingenommen hatte. »Was wird denn nun mit dem?«

»In dem an seine Tochter gerichteten Brief hat Herr Kruse die Nachbildung ihr zugeeignet«, erklärt Siewert. »Es belegt die skurrile Lebenshaltung Kruses, daß er beiden Briefadressaten, seiner Tochter und dem Apotheker Wittich, nicht mitteilte, daß der

jeweils andere informiert ist.«

»Wir bitten Sie, morgen im Laufe des Tages ins VPKA zu kommen, um das Protokoll zu unterschreiben«, sagt Brauer.

»Ein Protokoll?« fragt Schuster ungläubig. »Wozu denn das? Herr Kruse ist doch tot.«

»Der Staatsanwalt wird entscheiden«, erklärt Major Siewert, »ob er gegen die Mitwisser, Frau Schreiber und Herrn Wittich, wegen des Verschweigens einer Straftat Anklage erhebt.«

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1989
Lizenz-Nr.: 409-160/201/89 · LSV 7004
Umschlaggestaltung: Schulz/Labowski
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 8545

00045

31235